

Cahiers de recherches de Nienetwil

CRN

N° 3-2021/2

Macht

Nienetwil
Museum und Forschungsstätte
für visionäre Vergangenheit

Nienetwil

Liebe Leserin, lieber Leser



Liebe Leserin, lieber Leser

Der Begriff Macht ist wieder in aller Munde. Die Machtbestrebungen von Nationen und Konzernen beschäftigen die Menschen in der ganzen Welt. Doch was ist Macht? In dieser Ausgabe der «Cahiers de recherches de Nienetwil» beschäftigen wir uns eingehend mit dieser Frage aus verschiedenen Perspektiven.

In seinem Vorwort breitet David J. Krieger das Spektrum des Themas aus und betrachtet Macht insbesondere aus der Sicht der Nienetwiler Kultur. «Eine kurze Geschichte der Macht», so der Titel des darauf folgenden Artikels, gibt einen kurzen Überblick auf die Machtsysteme in der Geschichte. Einen einzigartigen Einblick in das Verhältnis zu Macht aus der Sicht eines Jesuiten-Missionars bei den Cree-Indianern in Kanada gibt dessen Tagebuch, das von 1850 bis 1852 entstanden ist. Seine Einträge zeigen auf, dass die indigenen Völker Nordamerikas das Machtverständnis Europas und insbesondere die hierarchische Struktur Gott-Mensch nicht nachvollziehen konnten, da sie ihrer Weltsicht völlig fremd waren (und es bis heute sind). Dem Artikel folgt der Bericht der archäologischen Abteilung des Kantonsmuseums Luzern, die das Tagebuch wissenschaftlich untersucht hat.

Unter dem Titel «Über die Natur der Macht» sprach 1974 Amot Nussquammer jun. an einem Treffen im Haus seiner Mutter Miribal Ciséan. Zugegen waren unter anderen Heinz von Foerster, Humberto Maturana und Ernst von Glasersfeld: alles hochrangige Wissenschaftler und Akteure in der Forschung um die Kybernetik. Auch David J. Krieger hat – noch als Student in Chicago – dieser Zusammenkunft beigewohnt und ein Protokoll verfasst, das wir hier wiedergeben.

Macht ist auch in der Skandaj-Geschichte «Wie *odo* und *teneak* das Rechnen erfanden» ein Motiv: Sie schildert eingängig, dass die Sentenz «Wissen ist Macht» aus der Sicht der Nienetwilerinnen und Nienetwiler eine etwas andere Bedeutung hat als im europäischen Kulturkreis.

In der Rubrik zur Sprache behandeln wir die drei Alaju-Wörter *tu*, *katatehe* und *home*, die einen Bezug haben zum Verständnis von Macht bei den Nienetwilerinnen und Nienetwilern.

Dass die Skandaj, also jenes Nienetwiler Volk, das seit Jahrtausenden quasi eine Parallelkultur lebt, auch über das Machtverständnis des Westens Bescheid wussten und offenbar – darauf lässt der vorliegende archäologische Fundbericht zu zwei Häusern in Pompeji schließen – auch zu hohen Vertretern der Macht im antiken Rom diplomatische Beziehungen unterhielten, ist in unserer Rubrik zur Ur- und Frühgeschichte nachzulesen. Den Abschluss macht auch dieses Mal ein Auszug aus der Autobiografie von Miribal Ciséan, die in diesem Teil von ihren letzten Jahren in Paris und der Flucht nach Chicago erzählt.

Wir hoffen, dass diese Ausgabe der «Cahiers de recherches de Nienetwil» Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, eine neue Sicht auf das Thema Macht eröffnet und Sie inspiriert, sich dem Machtverständnis der Nienetwilerinnen und Nienetwiler anzunähern.

Viel Vergnügen!
Simon Meyer

4	Vorwort von David J. Krieger
6	Eine kurze Geschichte der Macht von David J. Krieger
8	Das Tagebuch des Jesuiten-Missionars S.P. SJ Untersuchung und Transkription des Tagebuchs eines Jesuiten-Missionars bei den Cree (Mushkegowuk) von Manuel Menrath
14	Untersuchungsbericht zum Tagebuch des S.P. SJ Kantonsmuseum Luzern, Abteilung Archäologie (Simon Meyer)
18	Über die Natur der Macht Vortrag von Amot Nussquammer jun. und Gesprächsprotokoll zur Diskussion von David J. Krieger aus dem Jahr 1974
34	Wie <i>odo</i> und <i>teneak</i> das Rechnen erfanden Eine Skandaj-Geschichte, notiert von Nomis Arbogast 1964
36	Alaju: die Wörter <i>tu</i>, <i>katatehe</i> und <i>home</i> von Nomis Arbogast
38	Die Funde in den Häusern 6 und 7 in Pompeji Archäologischer Fundbericht und Gedanken zur Skandaj-Diplomatie
44	The Alaju Settlement Teil 3 der Autobiografie von Miribal Ciséan
58	Ausblick auf CRN N° 4-2022/1
60	Autoren
61	Impressum

David J. Krieger Macht ist die Kraft des Sammelns. Wie wir aus verschiedenen archäologischen Funden, die inzwischen im Museum Nienetwil gelagert und zum Teil dort präsentiert werden, wissen, ist die wesentliche Kulturtätigkeit in der Nienetwiler Kultur das Sammeln. Unter Sammeln ist aber nicht bloss eine menschliche Tätigkeit in dem Sinn zu verstehen, dass alle anderen Wesen der Welt – also die Pflanzen, die Tiere, die Dinge usw. – dem Menschen ausgeliefert wären. Ganz im Gegenteil! Am Sammeln sind alle Wesen gleichberechtigt, oder wie es heisst: «symmetrisch», beteiligt. Aus dem Sammeln entsteht die Welt, in der die Menschen und, nach dem Erscheinen des Menschen auf der Erde, alle anderen Wesen leben. Macht ist also die Kraft, welche die Welt des Sinnes, der Kultur oder dessen, was in der Nienetwiler Kultur das «Kollektive» genannt wird, ermöglicht und kreiert.

Auch wenn Macht die Kraft des Sammelns ist, bedeutet dies also nicht – wie üblicherweise Macht verstanden wird, also als Herrschaft und Unterordnung –, dass Macht und Freiheit inkompatibel wären. Macht ist eine Kraft, die auf der Basis von Freiheit wirkt und ohne Freiheit, zum Beispiel in der deterministischen Welt der reinen Materie, welche die Physik und Chemie untersucht, gar nicht wirken kann. Dennoch kann kein Wesen der Macht entkommen. Es gibt kein Recht darauf, «in Ruhe gelassen» zu werden, wohl aber ein Recht darauf, an der Versammlung, das heisst am Kollektiven, teilzunehmen. Weil Macht Freiheit voraussetzt bzw. mit sich bringt, kann das Sammeln «gut» oder «schlecht» sein. Wenn Macht gut sammelt, gibt es keine Herrschaft im Sinn der Hierarchie oder der vollständigen Unterordnung von einem Wesen unter ein anderes, und deswegen auch keine «Souveränität» – ein Wort, das praktisch gleichbedeutend mit Politik ist. Es gibt stattdessen Verhandlungen, Kompromisse, Kooperationen, Arran-

gements, Verschiebungen, Neukonfigurationen, aber keine Herrschaft. Wenn wir uns die Geschichte der Politik in Erinnerung rufen, dann ist es klar, dass zumeist schlecht gesammelt wurde. Das gute Sammeln braucht viel Zeit und ist nie abgeschlossen. Will man aber identifizierbare Territorien und klare Grenzen, will man wissen, wer dazugehört und wer nicht – was die Politik, die immer mit dem Schema Freund/Feind operiert hat, verlangt –, dann greift man zu den Waffen. Es wird erobert statt verhandelt. Statt Kollektive entstehen Hierarchien. Das ist es, was die Geschichte uns lehrt. Das ist das, was der Politik einen schlechten Ruf gegeben hat.

Am Sammeln sind alle Wesen gleichberechtigt beteiligt.

Für die Nienetwilerinnen und Nienetwiler ist die Politik nichts anderes als schlechtes Sammeln, und die Gesellschaften und Staaten, die aufgrund von Politik entstehen und im Lauf der Geschichte entstanden sind, sind schlechte Formen von Kollektiven. Solche politischen Gebilde – wir sprechen heute vor allem von Nationalstaaten –, kümmern sich, sind sie einmal entstanden, nur noch um sich selbst. Sie sind nur daran interessiert, sich selbst durch die Errichtung von Hierarchien, Eroberungen, Machtkämpfe usw. zu glorifizieren und zu feiern. Die Ausläufer dieses Verhaltens erleben wir heute nicht nur in den internationalen Kriegen von allen gegen alle, sondern in dem überall wieder aufkommenden Populismus.

Doch das gute Sammeln ist nicht verschwunden, sondern arbeitet weiter innerhalb und ausserhalb der Hierarchien. Jetzt, da sich die Hierarchien zunehmend als ineffizient und destruktiv – nicht nur einander gegenüber, sondern auch der Erde gegenüber – herausstellen, gewinnen das Gedankengut der Nienetwiler und Nienetwilerinnen und ihre Praktiken an Bedeutung und Überzeugungskraft. Die lang verschüttete Nienetwiler Kultur kommt wieder zum Vorschein und wird für die Zukunft der

Menschheit von grösserer Bedeutung als je zuvor.

Aus diesem Grund haben wir, die Herausgeber der «Cahiers de recherches de Nienetwil», entschieden, diese dritte Nummer dem Thema Macht zu widmen.

Wir sind uns bewusst, dass wir damit ein «heisses Eisen» in die Hand nehmen. Macht ist überall und immer empfindlich für Kritik. Wer in einer politisch geordneten Gesellschaft die herrschende Macht infrage stellt, geht ein gewisses Risiko ein. Das Risiko besteht darin, mit den üblichen «Kritikern», die automatisch zu einer «Opposition» gemacht werden, in einen Topf geworfen und damit in das System integriert zu werden. Das System der Macht hat lange gelernt, wie mit der Opposition umzugehen ist. Es kann keine Opposition geben, die nicht selbst Macht erlangen will und somit das System an sich unterstützt und fördert. Ein Grund, warum die heutigen Parteien und Regierungen aller Schattierungen nichts fürchten, ist, dass ihr Spiel das einzige ist. Es gibt keine Alternative. Das meinen sie jedenfalls. Lange Zeit war der einzige Ort, an dem alternative Formen des Zusammenlebens existieren konnten, kein «Ort», sondern die Utopie. Nun hat die Nienetwiler Forschung inzwischen eine Utopie entdeckt, die nicht nirgends ist, sondern überall unter uns und um uns herum. Dies ist, so meinen wir, ein Zeichen der Hoffnung. Wir müssen nicht die ganze Gesellschaft verneinen und unsere Hoffnungen und Visionen ins Nirgends platzieren, um eine andere Zukunft zu suchen, sondern nur sorgfältig und genau unter unsere eigenen Füsse schauen: Der «Boden», auf dem wir gehen, ist der Boden, welchen die Nienetwiler Kultur schon vor Tausenden von Jahren vorbereitet hat und im Schatten der Politik lebendig hielt, bis sie heute wieder im vollen Licht des Tages erscheinen kann.

Alle Beiträge in dieser Nummer der CRN widmen sich dieser Aufgabe und dieser Hoffnung.

A

Alaju (alaiu) > NW

Ist eine der Sprachen der **Nienetwiler Kultur** und Hauptsprache der **Skandaj**. Sie wird weltweit gesprochen und setzt sich aus Wortstämmen und Idiomen aller bekannten Sprachen der Welt zusammen.

Arbogast I., d'Aciei > NW

Ca. 1871 bis ca. 1969 (seit 1969 verschollen), war nach eigenen Aussagen (Inserat 8.2.1891) «Goldsucher, Schatzsucher, Scientist, Expeditionist, Archäologist, Kopfgeldjäger, Tierbändiger, und Occultist, allerlei Berg- und Seegängiger. Spreche jede Sprache und deute alle Zeichen! Tägliche Audienz nach dem Mittag im Hotel Schweizerhof Luzern». Vater von Prof. Dr. Nomis Arbogast.



d'Aciei Arbogast I. 1941 Die Fotografie entstand bei seiner Reise in die Grenzregion Tibet/Indien, wo er Skandaj besuchte, die unter dem Dalai Lama Thubten Gyatsho schwer zu leiden hatten. Es gab mehrere Gespräche zwischen Arbogast und dem Dalai Lama. Diese blieben aber ergebnislos. Arbogast flüchtete mit 471 Skandaj nach Indien. Verz.-Nr.: MUNI_02.03.001.0004

Eine kurze Geschichte der Macht



David J. Krieger Seit frühesten Zeiten organisieren wir Menschen kooperatives Handeln in grossen Gruppen meist mittels Hierarchien: Sobald mehr als zwanzig oder dreissig Menschen zusammenkommen,

muss jemand die Chefin, der Häuptling, die Königin, der Anführer, die Präsidentin usw. sein, denn die räumlichen und zeitlichen Bedingungen der Face-to-Face-Kommunikation erlauben es grossen Gruppen einfach nicht, gemeinschaftliches Handeln effektiv zu koordinieren. Jemand muss der Diskussion ein Ende setzen und Befehle erteilen, die von den anderen Gruppenmitgliedern ohne endlose Debatten ausgeführt werden. Der viel diskutierte und nicht genau definierte Begriff der Macht wird stets durch Hierarchien der einen oder anderen Art veranschaulicht. Regierungsstellen, Unternehmen, Bildungseinrichtungen, Religionsgemeinschaften, ja jede Form der Zusammenarbeit von Menschen wird mithilfe von Macht organisiert, die unweigerlich von oben nach unten in Form von Befehls- und Kontrollkommunikation fliesst.

Die Pyramide kann als die beste Visualisierung von Macht angesehen werden: Sie ist eine Struktur, die im Organigramm fast jeder Organisation in der Gesellschaft zu finden ist. Widerstand gegen Macht oder Versuche, Macht zu erlangen, werden von der Form der Pyramide ausgehend immer als «bottom-up»-Bewegungen interpretiert, während Versuche, Macht zu erhalten, immer «top-down» sind. Dies ist die Annahme, die aller sozialen «Kritik» in der Moderne zugrunde liegt. Man kann sagen, dass die gesellschaftliche Kommunikation schon immer vertikal war: Befehle kommen von oben, während die Befolgung oder der Widerstand von unten kommt. «Aufklärung» in der europäischen Moderne bedeutet das Erreichen persönlicher Handlungsfreiheit

(Emanzipation) durch Wissen, und weil eine so verstandene Emanzipation an sich etwas Gutes ist, wird kritisches Wissen zu einer Art Moral, die vorschreibt, dass Machtmissbrauch seitens der Eliten zu bekämpfen ist. Mit der Entwicklung neuer Kommu-



nikationstechnologien wird diese uralte Struktur von Macht und Gegen-Macht, welche die grundlegende hierarchische Struktur der Gesellschaft nicht infrage stellt, unterbrochen: Es wird – zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte – möglich, wirksam zu kommunizieren und zu kooperieren nicht nur im Modus von einem zu vielen, also «top-down», sondern von vielen zu vielen. Kooperatives Handeln und die Organisation des Lebens werden dezentralisiert.

Die Macht der Hierarchie verschwindet und es entsteht die Macht des Netzwerks.

Netzwerke verkörpern diese multilaterale, Viele-zu-Viele-Kommunikation.

Traditionelle bürokratische Organisationen werden in der globalen Netzwerkgesellschaft zunehmend dysfunktional und verlieren ihre Wettbewerbsfähigkeit. Hierarchien werden überall durch Netzwerkorganisationen ersetzt, die auf verteilter Entscheidungsfindung und Selbstorganisation basieren. Die Nienetwiler und Nienetwilerinnen sprachen von Sammeln, das heisst vom Verbinden von allen Dingen in einem Kollektiv. Könnte es sein, dass nach einem mehrere Jahrtausende dauernden Umweg durch Hierarchien die Macht wieder zu ihrer ursprünglichen Form des Verbindens und Vernetzens findet?

Autopoiesis > WP

Autopoiesis oder Autopoiese (altgriechisch αὐτός *autos*, deutsch «selbst» und ποιεῖν *poiein* «schaffen, bauen») ist der Prozess der Selbsterschaffung und -erhaltung eines Systems.

B

Bertalanffy, Ludwig von > WP

Karl Ludwig von Bertalanffy (1901 in Atzgersdorf, Österreich, bis 1972 in Buffalo, New York, USA) war einer der bedeutendsten theoretischen Biologen und Systemtheoretiker des 20. Jahrhunderts. Er war Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der New York Academy of Sciences.

Biological Computer Laboratory (BCL) > WP

Das Biological Computer Laboratory (BCL) war ein Forschungsinstitut des Departments of Electrical Engineering an der University of Illinois. Es wurde am 1. Januar 1958 vom damaligen Professor for Electrical Engineering Heinz von Foerster gegründet. Er war Leiter des BCL bis zu seiner Emeritierung. 1974 wurde das BCL aufgrund fehlender Forschungsmittel geschlossen.

C

Catilleaux, Ophelia > NW

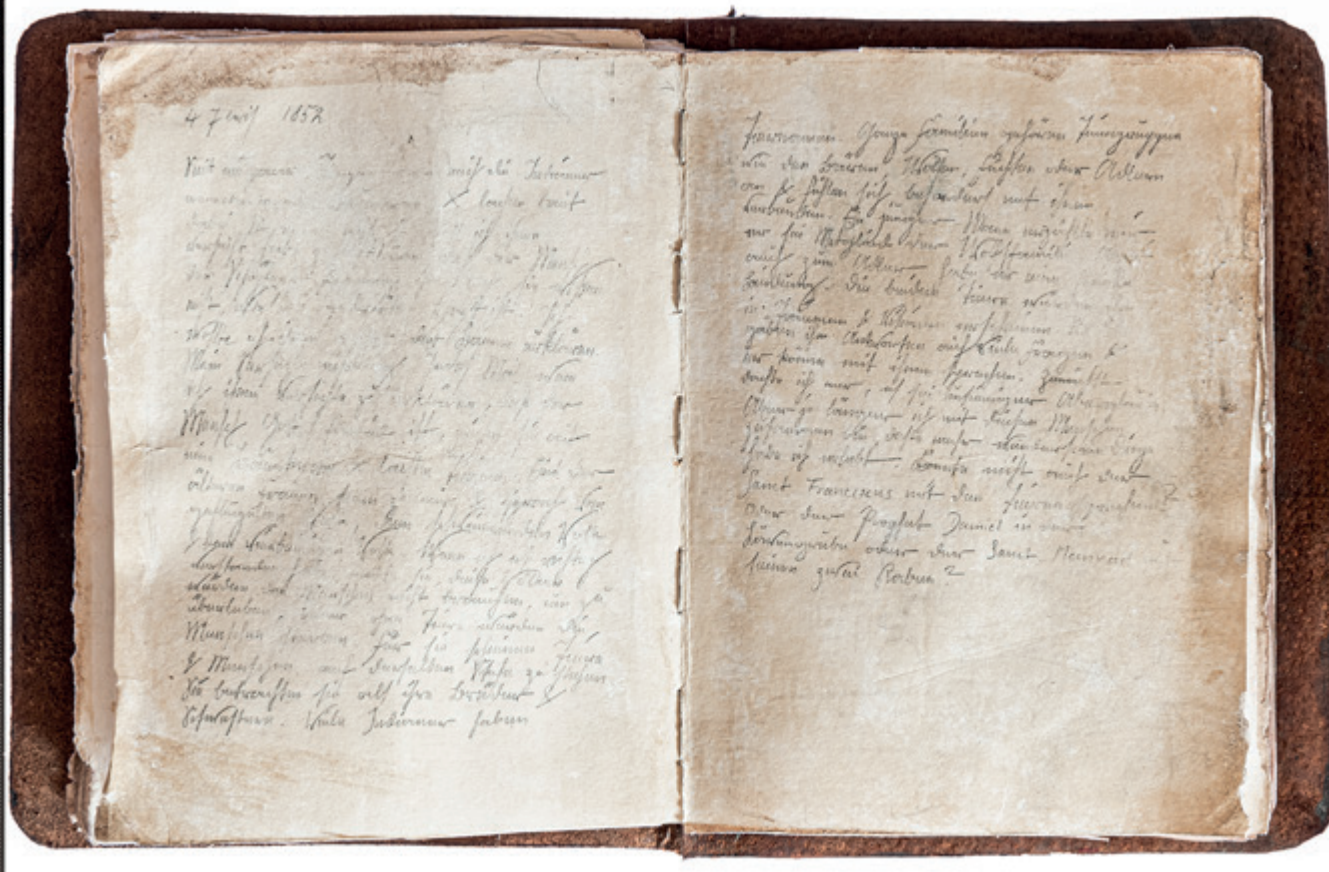
Ophelia Catilleaux (1860 in Paris bis 1937 eben-



Foto der Ophelia Catilleaux, auch Mme. Scheherazade genannt. Das Bild entstand 1936 in Paris.

Das Tagebuch des Jesuiten S.P.

Untersuchung und Transkription des Tagebuchs eines Jesuiten-Missionars bei den Cree (Mushkegowuk)



Der von M. Menrath transkribierte Text vom 4. September 1852 im Original



Manuel Menrath Ein Kurzbrief in zittriger Kurrentschrift und ein ledergebundenes Tagebuch aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben mir seit letztem Jahr Rätsel auf. Sie trafen im Herbst 2020 in

meinem Büro an der Universität Luzern ein. Die wenigen Zeilen auf dem mit Wasserzeichen verzierten Briefpapier liessen sich mit Mühe und Not transkribieren:

«Da Sie zu Indianern in Kanada forschen, haben Sie vielleicht Verwendung für dieses Tagebuch von P. S. SJ. Mein Sohn hat es auf dem Dachboden gefunden und mir gege-

ben, da er es nicht lesen konnte. Der Verfasser war ein Jesuitenpater, der Indianerstämme an der Hudson Bay bekehrte. Mehr weiß ich nicht. In unserer Ahnenreihe gibt es keine Jesuiten. Ich bin alt, ziehe nächste Woche ins Alterswohnheim und kann das Buch nicht gebrauchen. Für Sie dürften die Aufzeichnungen vielleicht von Interesse sein. Es grüßt Sie freundlich, F. S.»

Auf dem Paket war kein Absender und ich konnte auch anhand des Poststempels nicht eruieren, von welchem Ort mir das Tagebuch zugeschickt worden war. Warum die Person die deutsche Kurrentschrift verwendete, ist mir schleierhaft. In der Schweiz wurde diese Schrift bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgegeben. Im Deutschen Reich, also im heutigen Deutschland und

Österreich, wurde sie teilweise noch bis Anfang der 1940er-Jahre an Schulen gelehrt. Daher und wegen der Verwendung des Doppel-s tendiere ich dazu, dass mir eine ältere Frau, die aus einem der deutschsprachigen Nachbarländer in die Schweiz gekommen ist und einen Schweizer heiratete, das Tagebuch hat zukommen lassen. Auch musste sie wissen, dass ich zur indianischen Geschichte in Kanada forsche. Wie dem auch sei: Hätte sie gewollt, dass ich mich bedanke und sie kontaktiere, hätte sie ihre Adresse hinzugefügt. Da sie keinen Bezug zum Verfasser des Tagebuchs hatte, erachtete sie es anscheinend nicht als relevant, woher es stammte. Für mich wäre es aber dennoch von Interesse gewesen, zu wissen, auf welchem Dachboden die wertvolle Trouvaille zum Vorschein kam und wie sie überhaupt dorthin gekommen sein könnte. Man hätte diesbezüglich Nachforschungen betreiben können und wäre vielleicht auf Verbindungen von Menschen aus der Schweiz mit der kanadischen Kolonialgeschichte gestossen.

Das Tagebuch beginnt mit dem 14. Januar 1850. Es enthält keine Einträge zum aktuellen Tagesgeschehen, sondern verschiedene Themenschwerpunkte, die in unregelmässigen Zeitabständen niedergeschrieben wurden. Dennoch sind in die einzelnen Abhandlungen gelegentlich zeitnahe Beobachtungen eingebunden. Dies mag erklären, weshalb der Autor vor jedem neuen Eintrag das Datum angibt. Manchmal hat er mehrere Tage an einem Thema geschrieben. Gelegentlich finden sich auch indianische Ortsbezeichnungen wieder, die aber kaum lesbar sind. Der längste Abstand zwischen zwei Einträgen beträgt acht Wochen. Meist aber folgt alle sieben bis 14 Tage ein neuer Text.

Mir fehlte bislang die Zeit, das ganze Tagebuch, das in teils schwer entzifferbarer Kurrentschrift geschrieben ist, zu transkribieren. Einige Seiten sind herausgerissen, andere verblichen oder durch Wasserflecken

da), war eine Pariser Restaurant- und Bordellbesitzerin. Ihr Salon, das Scheherazade, war ein berühmt-berüchtigter Treffpunkt in Paris, in welchem Menschen aus Kunst, Wissenschaft und Politik zusammenkamen. 1936 wurde sie von einem Agenten des deutschen Geheimdienstes angeschossen und verstarb 1937 an den Folgen dieser Verletzungen.

Ch'apis > *NW*

Ch'apis (mit dem spitzen Stein/Messer geritzt) wird das Schriftsystem genannt, welches vom Volk der Skandaj aus der Nienetwiler Kultur wurde und wird. Einzelne Symbole können auf ca. 40'000 bis 50'000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückverfolgt werden. Anfangs waren es lediglich einfache Symbole, die hauptsächlich der Markierung von Wegen, Jagdrevieren, Sammelgebieten und Ähnlichem dienten. Später wurde die Schrift auch für das Verfassen von kurzen Nachrichten verwendet. Das Ch'apis, wie es heute geschrieben wird, ist etwa 8000 Jahre alt, wobei manche Konsonanten erst vor wenigen Tausend Jahren dazugekommen sind. Die mündliche Überlieferung stellt jedoch bis heute die wichtigste Form der Informations- (auch Erinnerungs-)Weitergabe dar, da die Skandaj der Meinung sind, dass nur die mündliche Überlieferung auch gleichzeitig den kulturellen Hintergrund mitbringt (regionale Eigenschaften, Dialekte, persönliche Note), die für die Weitergabe von Information notwendig ist. Es wurde und wird daher kein Wert auf eine langfristige Aufzeichnung von Informationen auf Medien gelegt.

Die Ch'apis verfügt über 22 Buchstaben: 5 Vokale und 17 Konsonante.

Der älteste Schrifttyp ist der heute «Linea A» genannte. Er wurde ursprünglich geritzt und ab spätestens 3300 v. u. Z. auch in Ton gedrückt. Der früheste datierbare Fund von «Linea B» stammt ca. aus dem Jahr 2850 v. u. Z.

Im Folgenden die Ch'apis-Schriftzeichen Linea A, Linea B und Ch'apis modern:

beschädigt. Das Buch ist gezeichnet von einer beschwerlichen Reise. Auch ist das Schriftbild nicht einheitlich. Besonders Einträge während der kalten Jahreszeit wirken zittrig und sind mit speziell dunkler Tinte geschrieben. Dies mag an der extremen Kälte liegen, denen Verfasser und Buch ausgesetzt waren.

Es ist davon auszugehen, dass weitere Journale geführt wurden. Der letzte Eintrag stammt vom 28. Oktober 1852 und endet abrupt. Zudem ist aus dem Inhalt ersichtlich, dass der Jesuitenpater bereits längere Zeit mit den Cree (Omushkegowuk) an der Hudson Bay zusammenlebte und mit ihnen von Camp zu Camp zog. Daher konzentrierte er sich in den Texten nicht auf neue Erlebnisse, sondern verarbeitete seine bisherigen Beobachtungen thematisch. Vermutlich wollte er später aufgrund seiner Einträge ein Buch über die Cree und ihre Lebenswelt verfassen. Eine entsprechende Publikation ist mir jedoch nicht bekannt und auch Nachforschungen haben nichts ergeben.

Der Autor behandelt u. a. Themen wie Birkenrinde, Elchjagd, Wildgänse, Religion, Tanz, Trommel, Feste, Gesellschaftsordnung, Feuer, Wanderung, Behausungen, Medizin, Nahrung, Kanus, Pflanzen usw. Ich habe bislang fünf Einträge unter dem Titel «Gesellschaftsordnung» transkribiert und werde im Folgenden ein paar mir wichtig erscheinende Kernaussagen zitieren. Das besagte Thema, bei dem es auch um Machtstrukturen geht, gibt ausgesprochen gute Einblicke in das mit indigenen Weltbildern konfrontierte Denkmuster des Jesuitenpaters. Er kann zwar seine kulturell geprägte Weltanschauung als Bewertungshorizont nicht völlig abstreifen. Dennoch achtet er die Gesellschaftsordnung der Cree beinahe der europäischen als ebenbürtig, wenn auch grundverschieden. Dies ist insofern erstaunlich, da in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein europäischer Überlegenheitsdiskurs dominierte, der sogenannte

«Naturvölker» als «kultur- und zivilisationslos» definierte.



Gelegentlich vergleicht der Jesuitenpater die Lebensgemeinschaft der Omushkegowuk mit dem Urchristentum, wie jener Abschnitt vom 15. Juli 1851 verdeutlicht: «Sie sind zweifelsohne Kinder Gottes. Gewiss, die Bibel können sie nicht lesen und sie scheinen auch zentrale Bestandteile des christlichen Glaubens nicht nachvollziehen zu können. Aber sie sprechen zu Gidschi Maanidu mit jener demütigen Hingabe, wie sie bereits die ersten Christen in ihren kleinen Gemeinden verinnerlicht hatten. Es ist nicht der Gott des Alten Testaments, an den sie sich wenden, sondern der milde waltende, durch Jesus Christus erfahrbare. Mir scheint, dass diese fröhlichen und oft zu Scherzen bereitstehenden Menschen in der Tat Nachkommen der verlorenen Stämme Israels sind. Von mir in ihre Sprache übersetzte und an sie herangetragene Bibelstellen, wie die Beschreibung der Sintflut, sind ihnen vertraut. Sie erzählen von Visionen ihrer Ahnen, die in dunklen Winternächten ein helles Licht über das gefrorene Meer schweben sahen, das ihre Herzen erwärmte. Auch feiern sie ein Fest des Lichts ungefähr zu jener Zeit, an der Weihnachten ist. Ständig bitten sie mich, ich möge ihnen aus der Bibel vorlesen und Geschichten über Jesus erzählen. Dann setzen sie sich zu mir und bilden einen Kreis. Oft kommt es vor, dass einer der Ältesten das Wort ergreift und ebenfalls eine Geschichte erzählt, die einer aus der Bibel nicht unähnlich ist.»

Der Autor konnte aufgrund seiner christlichen Sozialisierung wohl nicht realisieren, dass für die damaligen Cree «Gidschi Maanidu» (eigentlich Anishinaabe-Cree: Gichi Mandoo) kein personifizierter Gott war, sondern eher eine geheimnisvolle, das ganze Universum durchströmende Kraft, die alle Wesen miteinander verband. Auch mythische Erzählungen wie die Sintflut entstanden bei den Cree in ihrem natürlichen

Lebensraum, da die riesigen Sumpf- und Moorlandschaften unterhalb der Hudson Bay zu den grössten Süsswassergebieten der Erde zählen und unzählige Seen und Flusssysteme haben, die bei Hochwasser für Menschen lebensgefährlich werden. Dass das Weihnachtsfest zeitgleich mit den Feiern zur Sonnenwende bei Indigenen der nördlichen Hemisphäre zusammenfällt, geht wohl auf den römischen Sonnengott *Sol Invictus* zurück, dessen Feiertag die Christen in Rom übernahmen, da sie in Christus die Geburt der wahren Sonne sahen.

Aufschlussreich ist, was der Autor am 3. September 1852 über das Weltbild und damit verbundene Hierarchien innerhalb der Omushkegowuk-Gesellschaft festgehalten hat: «Wird ein Tier getötet, so spricht der Jäger (sic!) ein Gebet und bittet um Verzeihung. Der Aberglaube der Menschen ist tief (?). Sie beten zu Geistern der Tiere, damit sie ihnen eine günstige Jagd bescheren, und vollführen allerhand Rituale. Sie errichten ein kleines Zelt aus Elchleder und Birkenästen, in das ein Ältester hineinkriecht, um dann im Innern fürchterliche [...] (unlesbares Wort) Laute von sich zu geben. Mein Einwand, nicht zu den Tieren zu beten, sondern einzig um Gottes Segen zu bitten, stiess auf Unverständnis.»

Die folgenden Sätze sind aufgrund eines Wasserflecks auf der Seite nicht lesbar. Am 4. September 1852 hält der Jesuit dann aber fest: «Seit ein paar Tagen nennen mich die Indianer (unlesbares Cree-Wort) «Baumkrone» und lachen laut dabei. Sie nennen mich so, weil ich ihnen versucht habe zu erklären, dass der Mensch der Schöpfung Krönung ist. Doch sie wissen nicht, was ein gekröntes Haupt ist. Ich wollte es ihnen anhand der Bäume erklären. Mein Versuch misslang. Jedes Mal, wenn ich ihnen versuchte zu erklären, dass dem (sic!) Mensch Gottes Ebenbild ist, zeigten sie auf eine Baumkrone und lachten Tränen. Eine der

Linea A	Linea B	Ch'apis mod	Lat. Alphabet
			
			
			
			
			
			
			
			

älteren Frauen kam zu mir und sprach vom geflügelten Volk, dem schwimmenden Volk und dem vierbeinigen Volk. Wenn ich es richtig verstanden habe, meinte sie, diese Völker brauchten den Menschen nicht, um zu überleben, aber ohne Tiere würden die Menschen sterben. Für sie scheinen Tiere und Menschen auf derselben Stufe zu stehen. Sie respektieren sie als ihre Brüder und Schwestern. Viele Indianer haben Tiernamen. Ganze Familien gehören Tiergruppen wie den Bären, Wölfen, Füchsen oder Adlern an und fühlen sich besonders mit ihnen verbunden. Ein junger Mann erzählte mir, er sei Mitglied der Wolffamilie. Aber auch zum Adler habe er eine starke Bindung. Die beiden Tiere würden ihm in Träumen und Visionen erscheinen. Sie gäben ihm Antworten auf viele Fragen und er könne mit ihnen sprechen. Zunächst dachte ich mir, es sei unsinniger Aberglaube. Aber je länger ich mit diesen Menschen zusammen bin, desto mehr wundersame Dinge habe ich erlebt. Konnte nicht auch der Heilige Franziskus mit den Tieren sprechen? Oder Daniel in der Löwengrube oder der Heilige Meinrad mit seinen zwei Raben?»

Der Autor führt noch einige Beispiele an und beschreibt, dass die Omushkegowuk keine wirklichen Hierarchien in ihrer Gesellschaftsform kennen: «Es ist zwar meistens so, dass Männer und Frauen getrennte Arbeiten verrichten. Doch der Mann ist nicht das Familienoberhaupt, und je nachdem, was die Situation erfordert, ist auch das Weib tonangebend. Es sind die Ältesten, Männer und Frauen, deren Rat man befolgt und denen man nicht widerspricht. Es gibt Häuptlinge für die Jagd, andere legen die Wanderrouten fest, und dann gibt es solche, die Streitigkeiten schlichten. In der Indianerfamilie, mit der ich den letzten Winter verbracht habe, bestimmte eine Frau, welche Jagdroute eingeschlagen werden sollte und was alles vorzubereiten war. Alle hörten ihr still zu. Dann brachen die Jäger auf die Elchjagd auf. In dieser unwirtlichen Ge-

gend, wo der Tod oft näher als das Leben haust, braucht es die Talente aller, damit der eisige Winter überstanden werden kann. Man folgt jemandem, weil er vorausschauend ist und sich mit seiner Erfahrung für das Wohl aller eingesetzt hat. Dies verleiht der führenden Person eine ganz natürliche, man könnte sagen, gottgegebene Autorität.»

Diese Passage bestätigt, was in der neueren Literatur über nordamerikanische Indigene ebenfalls festgehalten wird: Einen «Häuptling» als allgemeinen Anführer in sämtlichen politischen und sozialen Bereichen anerkannten indigene Nationen in der Regel nicht. Auch waren es nicht nur Männer, die das Sagen hatten. Bei den Irokesen beispielsweise setzten mächtige Clanmütter die Chiefs ein und konnten sie auch wieder abwählen, wenn sie sich nicht bewährten. Doch als die Europäer mit den Indianern Geschäfte tätigten oder Verträge über die Landnutzung abschlossen, übertrugen sie ihr hierarchisch orientiertes System auf sie. Sie erkoren beispielsweise einen Anführer einer Reitertruppe als ihren direkten Ansprechpartner aus und machten ihn somit zu ihrem Häuptling für alle weiteren politischen Verhandlungen.

Bilanzierend lässt sich festhalten, dass die bislang transkribierten Tagebucheinträge des (noch) unbekanntes Jesuitenpaters aussergewöhnliche Einsichten in die indigene Lebenswelt im Norden der heutigen Provinz Ontario in der Mitte des 19. Jahrhunderts vermitteln. Die Omushkegowuk standen zum Zeitpunkt der Aufzeichnungen zwar bereits seit über 200 Jahren in direktem Kontakt mit den Europäern und tätigten mit ihnen Handelsgeschäfte. Dennoch war ihr kultureller Alltag – noch weitgehend unbeeinflusst von westlichen Wertevorstellungen – von ihren eigenständigen Traditionen und Gepflogenheiten geprägt.

Der Jesuitenpater, der seine Beobachtungen in seinem Journal präzise und selbstre-

flektierend festhält, kann zwar seinen europäisch geprägten Denkstil nicht völlig abstreifen und neigt hie und da zu Bewertungen. Doch letztlich begegnet er den Indigenen nicht mit kulturellem Superioritätsgehabe, sondern interessiert sich für ihre Weltanschauung, die so ganz anders ist als die seine. Während er in hierarchischen Strukturen der Kirche und der sich anbahnenden nationalstaatlichen Weltordnung aufwuchs, spielen diese im indigenen Alltag keine Rolle. Für die Omushkegowuk hat beispielsweise Macht nicht mit individueller Überordnung und Selbstverwirklichung zu tun. Jeder Einzelne stellt seine besonderen Fähigkeiten für das Wohl der Gemeinschaft zur Verfügung und ordnet sich diesem Prinzip unter. Denn in der unwirtlichen Gegend unterhalb der Hudson Bay nützen weder Rang, Name, Geschlecht noch Herkunft etwas, sondern lediglich die Erfahrung, wie man gemeinsam überleben kann. Der Missionar wäre mit seiner ganzen Bildung ohne die Hilfe der Cree in dieser Welt völlig verloren gewesen. Dies scheint ihm bewusst zu sein und daher zollt er seinen Gastgebern auch Respekt. Ob er sie aufgrund seiner Sozialisierung in der westlichen Hemisphäre letztlich verstehen kann beziehungsweise erkennt, dass dies nicht möglich ist, und ob er sie aus ihrer eigenen Realität heraus beurteilt oder ihre Gepflogenheiten verurteilt, wird sich in seinen weiteren Einträgen zeigen, die ich gespannt transkribieren werde.



Untersuchungsbericht

Objektuntersuchung zum Reisetagebuch/Brouillon des P.S. SJ durch das Kantonsmuseum Luzern, Abteilung Archäologie



Abb. 1: Vorderseite des Brouillon mit Schliesse

Im Auftrag von Herrn Dr. phil. Manuel Menrath, Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Luzern, untersuchten wir im Oktober 2021 ein Tagebuch, das ihm anonym zugesandt worden war und an dessen Transkription er zurzeit arbeitet. Untersucht wurden der lederne Einband und der Verschluss des Brouillons sowie die einzelnen darin zusammengefassten, teils gebundenen Papiere.

Die folgende kurze Zusammenfassung bietet einen Überblick über die Untersuchungsergebnisse, welche Herr Meyer in der archäologischen Abteilung des Kantonsmuseums Luzern vorgenommen hat.

Objektdeutung:

Bei dem untersuchten Objekt [Abb. 1] handelt es sich um ein Brouillon (zu deutsch: Kladder), also um einen Entwurf oder ein unfertiges Buch bzw. lose Blätter, die in ei-

ner Schutzhülle zusammengefasst werden. Diese Form von Tagebuch ist insbesondere bei Reisetagebüchern seit dem 16. Jahrhundert bekannt. Zumeist wurden Einträge, Skizzen usw. nicht jeden Tag geführt, sondern thematisch. Diese Blätter wurden dann später zu Kapiteln zusammengefasst. Das Deckblatt enthält die Signatur P.S. SJ. Das Kürzel SJ (Societas Jesu) verweist eindeutig darauf hin, dass die Signatur zu einem Jesuiten gehört [Abb. 2].

Dies wird bestätigt durch das Emblem der Jesuiten, das unter dem Lederband, welches das Brouillon zusammenhält, eingritzelt ist.

Ledereinband:

Der Einband besteht aus zwei Rindslederstücken, die am rückseitigen Ende des Buchrückens zusammengenäht sind. Das Leder stammt von einem Rind einer



Abb. 2: Signatur des P.S. SJ

frühen Zucht des Holsteiner Fleckviehs. Die Art der Nähetechnik verweist in der Herstellung auf einen Armeeangehörigen oder allenfalls Trapper/Pelzhändler, da sie auf eine besondere Stabilität und Dauerhaftigkeit ausgelegt ist, jedoch nicht wie bei den Sattlern jener Zeit üblich einen parallelen Stich, sondern eine gegenläufige Fadenführung aufweist. Es ist bekannt, dass insbesondere Armeeangehörige sich in den Wintermonaten mit der Herstellung von allerlei Dingen beschäftigten, die sie dann verkauften.

Die Rückseite ist aus dem etwas weiche- ren Leder der Bauchseite des Rindes, die Vorderseite aus der Haut der linken hinteren Kuppe geschnitten. Nahe beim Buchrücken wurde von Hand mit einem Stichel



Abb. 3: Rückseite mit Naht

oder Ähnlichem das Symbol des Jesuitenordens eingeritzt [Abb. 4]. Diese Ritzung wurde wohl von P.S. vorgenommen, da der Jesuitenorden in Kanada in dieser Zeit kaum mehr bzw. noch nicht wieder bekannt war.

Als Schliesse dient ein 2 cm breiter, fester Lederriemen, der an der Rückseite angenäht ist. Der untere, längere Teil weist



Abb. 4: Symbol des Jesuitenordens

vier ca. 5 mm grosse ausgestanzte Löcher auf. In eines der Löcher wurde ein handgeschmiedeter Eisennagel mit abgeknicktem Stift gesteckt. Der Nagelkopf wurde nachbearbeitet und flachgeklopft. Der Nagel wurde durch das Loch im darüber verlaufenden Lederriemen geführt, um die beiden Teile so fest zu verschliessen [siehe Abb. 1].

Schreibgründe/Papiere:

Die Untersuchung ist nicht auf den Inhalt der Schriften eingegangen, sondern nur auf die Art und Herkunft der verschiedenen Papiere sowie Schrifttypen und Schreibmittel. Die Einträge datieren zwischen dem 14. Mai 1850 und dem 18. Oktober 1852. Geschrieben wurden die Einträge auf folgende Schreibgründe:

- > 39 Blätter (mit Garn und sechs Stichen gebunden) stammen von Dingelmann & Sons in New York (1831 bis 1902).
- > 15 Blätter (in der Mitte gefaltet und nicht

gebunden) stammen aus Armeebeständen (34. Inf.-Reg.).

> **23 Blätter** stammen aus den Beständen der HBC (Hudson's Bay Company) (nicht gebunden).

> **40 Blätter** sowie **2 Deckblätter** stammen aus den Beständen der damals frisch wieder eingerichteten Jesuiten-Mission in Quebec (mit Bindfaden gebunden).

> **5 Blätter** stammen aus der Stadtkanzlei von Lörrach (nicht gebunden).

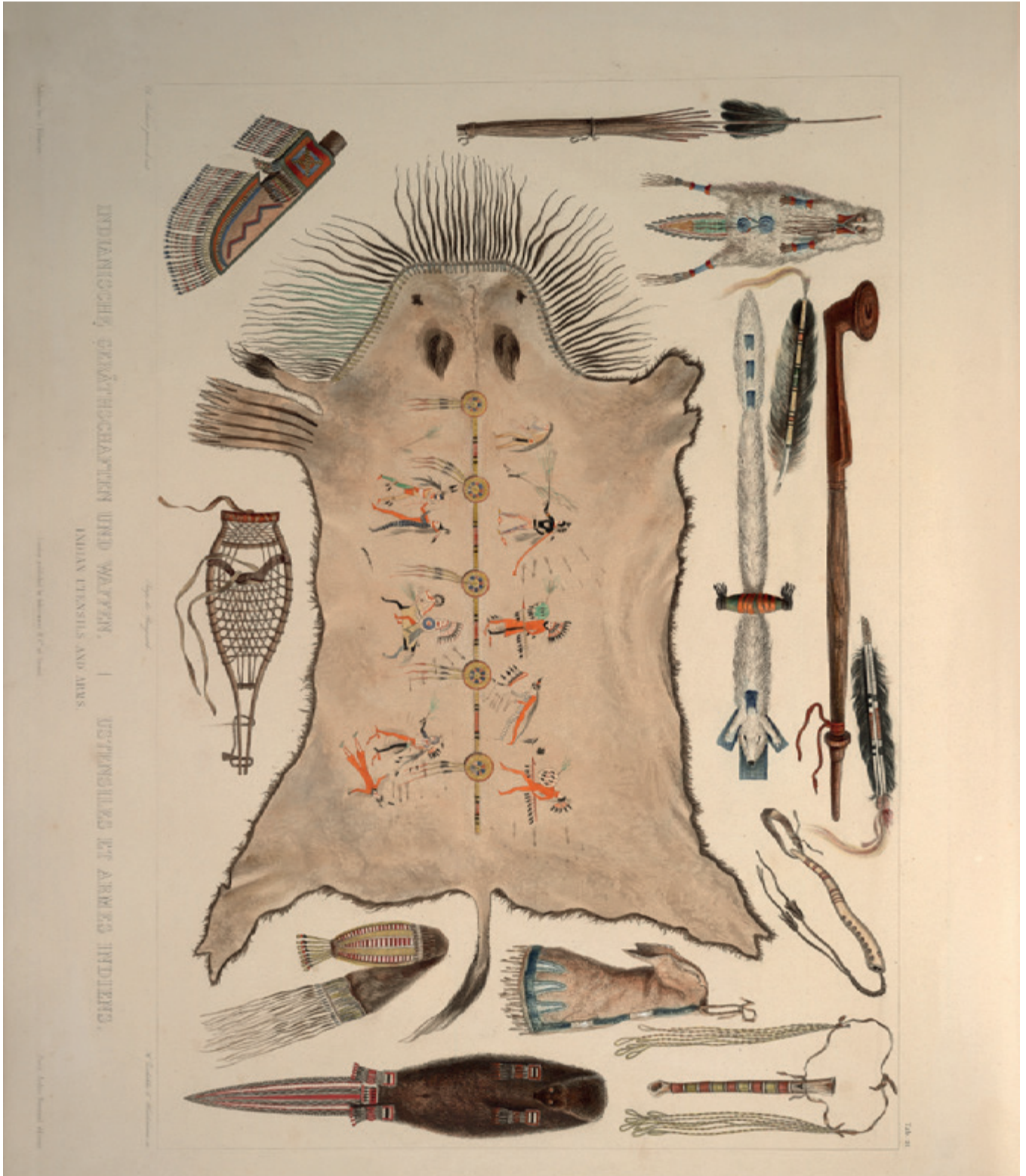
Schreibmittel:

Texte und Skizzen wurden mit vier verschiedenen Bleistiften sowie drei verschiedenen Tinten auf die Papiere gebracht. Die Handschrift stammt bis auf einige Skizzen und Notizen ausnahmslos von derselben

Person. Allerdings verändert sich diese über das gesamte Schriftkonvolut teils drastisch. So sind die ersten Einträge noch schön und gut leserlich geschrieben und wurden von einer jungen, jedoch im Schreiben nicht sonderlich erfahrenen und mit Sicherheit männlichen Person verfasst. In den Wintermonaten veränderte sich das Bild jeweils und die Einträge wurden nur noch mit Bleistift gemacht.



Abb. 5: Vorderseite mit geöffneter Schliesse. Auf dem Leder ist der Abdruck des Nagels sowie das eingritzte Symbol des Jesuitenordens sichtbar.



Aquatinta von Karl Bodmer. Aus dem Buch «Maximilian, Prinz von Wieds Reisen im Inneren Nordamerikas, in den Jahren 1832-1834»

Über die Natur der Macht

Eine informelle Präsentation von Amot Nussquammer jun. mit Protokoll der anschliessenden Diskussion

David J. Krieger Der hier wiedergegebene Text stammt aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. Den Inhalt kannte ich bereits, er war mir aber als Schriftstück verloren gegangen. Ob Zufall oder Schicksal – eines Tages fiel mir aus vielen sorglos zusammengeworfenen Schriften und anderen Papieren ausgerechnet dieser Text in die Hände. Nicht nur war der von Nussquammer selbst in englischer Sprache geschriebene Vortrag dabei, sondern – und dies ist der Grund der besonderen Bedeutung des Texts für mich – auch ein von mir verfasstes Protokoll des anschliessenden Gesprächs. Warum gerade dieser Text und das Protokoll für mich so bedeutend sind, liegt nicht nur an meinem persönlichen Beitrag, sondern vor allem an den Umständen der Präsentation und den renommierten Persönlichkeiten, die am Gespräch teilgenommen hatten. Das Gespräch fand im «Salon» von Amots Mutter Miribal Ciséan statt. Miribal pflegte seit Jahren eine Art Salon für informelle Gespräche unter Persönlichkeiten aus ihrem Bekanntenkreis zu führen. Nach dem Umzug der Familie Nussquammer in die USA liess sie sich in Chicago, Illinois, in der Nähe der dort ansässigen Universität nieder. Dank ihrer besonderen Begabung für Sprachen fand Miribal an der Universität eine Stelle als Übersetzerin. Als der gebürtige Wiener Heinz von Foerster in den späten 1950er-Jahren das Biological Computer Laboratory (BCL) an der Universität von Illinois gründete, lernten sich die beiden Exileuropäer bei einem Konzert an der Chicagoer Philharmonie kennen und Miribal begann als Dolmetscherin für das BCL zu arbeiten. Es war Heinz von Foerster, der Miribal zu den berühmten Macy-Konferenzen über Kybernetik mitnahm, wo sie viele Begründer der Kybernetik und der späteren Computer Sciences persönlich kennenlernte. Bald erkannte Heinz von Foerster, dass Miribal die Gabe hatte, nicht nur Sprachen zu übersetzen, sondern Menschen aus den verschiedensten Disziplinen und Interessengruppen miteinander ins Gespräch zu bringen. Da Heinz von Foerster sich bemühte, das BCL als interdisziplinäre Forschungsstätte über alle Fragen der neuen Wissenschaften zu etablieren, lud er regelmässig nicht nur Kybernetiker, sondern auch

Forschende aus anderen Disziplinen und sogar Kunstschaffende und Musiker und Musikerinnen ein, am BCL Zeit zu verbringen und miteinander zusammenzuarbeiten. Hier war Miribals Talent als Unterhalterin und Gesprächsleiterin von grosser Bedeutung. Miribal selbst hat mir einmal gesagt, dass dies auf ihre jahrelange Tätigkeit in einem bestimmten Pariser Etablissement zurückzuführen sei. Dort haben sich, wie wir heute aus ihrer Autobiografie wissen, Künstler, Wissenschaftlerinnen, Politiker und Persönlichkeiten aus allen Lebensbereichen regelmässig getroffen, um die neuen Erkenntnisse der Wissenschaft und der Weltpolitik zu diskutieren. Miribal spielte dabei eine wesentliche Rolle als Stellvertreterin der Inhaberin des Scheherazade, jenem klassischen Pariser Salon. Ob von Foerster, dessen Wurzeln nach Wien zurückreichen, davon wusste oder vielleicht sogar schon in Paris geweilt hatte, ist nicht bekannt. Wie immer stellte sich rasch heraus, dass Miribal in dieser Hinsicht begabt war, was von Foerster bei seinen Bemühungen, eine internationale und interdisziplinäre Gruppe in seinem BCL zusammenzubringen, sehr zugute kam. Auch Jahre später noch, nachdem Amot jun. sein Studium an der Universität von Chicago aufgenommen hatte, pflegte sie ihre Salongespräche weiter. Sie konnte dabei auf die Teilnahme vieler Persönlichkeiten, die sie sowohl während ihrer Arbeit am BCL als auch an den Macy-Konferenzen kennengelernt hatte, zählen. Es war bei einem solchen Salongespräch, das 1977 in ihrem Haus in Chicago stattfand, dass Amot den hier in deutscher Sprache wiedergegebenen Vortrag hielt. Da ich ihn von der Universität her gut kannte, lud er mich ein, am Gespräch teilzunehmen. Schon als ich ankam, merkte ich, in welcher auserlesenen Gesellschaft ich mich befand. Da war nicht nur Heinz von Foerster selbst, sondern auch der chilenische Biologe Humberto Maturana und der Psychologe Ernst von Glasersfeld zugegen. Ebenfalls anwesend waren persönliche Freunde Miribals, die wahrscheinlich etwas Besonderes mit Nietzschewil zu tun hatten. Als ich eintraf, waren fast alle Gäste bereits da und Miribal bat mich, als «neutraler» Neuankömmling das Protokoll zu

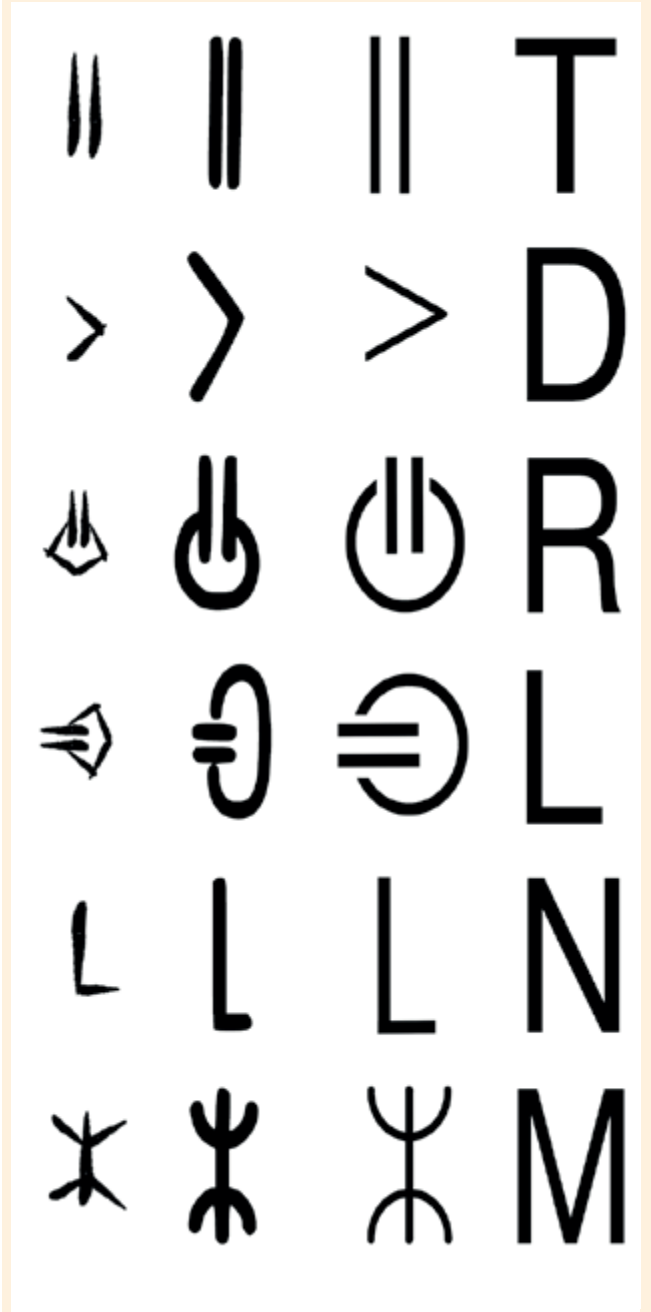
führen. Ich konnte nur akzeptieren, was dazu führte, dass ich damals die Fragen und Antworten und die rege Diskussion, welche die immer provozierenden Ideen, die Amot präsentierte, auslösten, niederschrieb. Das Protokoll gab ich anschliessend Miribal, die offensichtlich alle Papiere an Amot weitergab. Sowohl der Vortrag wie auch das Protokoll landeten schliesslich in den Nachlasspapieren von Amot, die nach vielen widrigen Umständen und Verzögerungen aus Südamerika zu mir kamen. Ich freue mich ausserordentlich, in der vorliegenden Ausgabe der CRN diese Texte präsentieren zu dürfen – nicht nur, weil sie einen Einblick in das Schaffen von Amot Nussquammer jun. erlauben, sondern auch in die aufregende intellektuelle Kultur, zu welcher die Nussquammers in den USA beigetragen haben. Nicht zuletzt soll diese Veröffentlichung das Weiterleben und den Einfluss von Nienetwiler Gedankengut bezeugen und fördern.

Über die Natur der Macht

Von Amot Nussquammer jun. (aus dem Englischen übersetzt von David J. Krieger)

Meine Damen und Herren,
verehrte Gäste

Wenn es um Ordnung im Gegensatz zu Chaos geht, also darum, Dinge zusammenzuhalten, sprechen Physiker von vier fundamentalen Kräften des Universums: Es gibt die Schwerkraft, die elektromagnetische Kraft und die sogenannten «starken» und «schwachen» Kräfte, die die Teilchen zusammenhalten und ihre Beziehungen regeln. Diese vier Kräfte sollen alles erklären. Aber was ist mit dem Leben? Und was ist mit dem Sinn? Haben lebende Organismen nicht ihre eigene «Lebens»-Kraft, die die Zellen und Teile von Zellen zusammenhält und ihre Interaktionen regelt? Und was Sinn angeht: Was hält die Wörter einer Sprache zusammen, sodass sie Sätze ergeben? Warum kann nicht irgendein Wort mit irgendeinem anderen kombiniert werden?



Es muss etwas geben, das Sinn, Kultur, Technologie und Gesellschaft entstehen lässt. Können diese Kräfte nicht auch als «fundamentale» Kräfte des Universums betrachtet werden? Diese Frage ist wichtig, zumindest wenn wir den «Physikalismus» vermeiden wollen, also die Reduktion von allem auf Materie.

Nennen wir die Kraft, die unbelebte Materie in lebende Organismen verwandelt, «Negentropie» und nennen wir die Kraft, die Worte in sinnvollen Sätzen und Gedanken zusammenhält, «Macht». Im Jahr 1944 veröffentlichte der Physiker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger ein Buch mit dem Titel «Was ist Leben?». Die Frage stellt sich, weil lebende Systeme nicht dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, also dem Gesetz der Entropie, folgen. In lebenden Systemen nimmt die Ordnung zu, anstatt abzunehmen, und dies widerspricht dem Gesetz der Entropie.

Leben ist also eine grundlegend andere Form der Ordnung als Materie – Leben ist ein sogenanntes «emergentes» Phänomen. Dies bedeutet, dass wir nicht wissen, woher es kommt oder wie es entstanden ist. Wir wissen aber, dass es entstanden ist und dass es sich von der rein physikalischen Organisation der Materie, die das Gesetz der Entropie regelt, stark unterscheidet. Im Unterschied zur rein physikalischen Organisation, die die Entropie nicht negiert, scheint das Leben gerade dies zu tun. Negentropie bedeutet die Negation der Entropie, während Entropie die Tendenz der Energie ist, sich in ein Gleichgewicht zu zerstreuen – das heisst die gleiche Wahrscheinlichkeit aller Zustände. Für Schrödinger war dies ein Paradoxon: Wie kann die Entropie negiert werden und wie können sich Systeme von weniger organisiert zu mehr organisiert entwickeln? Ein anderer Ihnen allen bekannter Wissenschaftler, Ilya Prigogine, spricht von «dissipativen Systemen», die Energie aus der Umwelt aufnehmen und sie benutzen, um eigene Strukturen aufzubauen und am Laufen zu halten – ähnlich wie

Wasser durch eine Mühle läuft oder Nahrung durch den Stoffwechsel von Organismen. Solche Systeme nutzen Entropie, um Entropie zu negieren.

Was bedeutet es, zu sagen, dass ein System Entropie – also die Dissipation von Energie – «nutzt», um sich selbst zu erhalten und sogar seine Umgebung zu verändern? Kurz gesagt, es bedeutet, dass das System «lebt». Ein lebendes System operiert, um sich selbst zu erhalten. Dies setzt voraus, dass das lebende System sich von seiner Umwelt trennt und die eigenen Operationen auf sich selbst bezieht. Lebende Systeme sind also geschlossene Systeme. Sie trennen sich von ihrer Umwelt, um ihre Operationen auf sich selbst beziehen zu können. Um zu verstehen, wie dies geschieht, ist der Informationsbegriff von grosser Bedeutung. Die Theorie der Information lehrt, dass weil Negentropie unwahrscheinlich ist und unwahrscheinliche Zustände «Information» enthalten, die Negentropie darauf hinausläuft, Information zu konstruieren. Dieser mathematische und physikalische Informationsbegriff wurde auf alle Systeme überhaupt übertragen. Man spricht heute überall dort, wo Negentropie wirkt, von Information.

Dabei wurde diese mathematische und physikalische Idee von Information nicht nur auf lebende Systeme angewendet, sondern auch auf die menschliche Psyche, auf das Hirn und sogar auf die Gesellschaft. Das Unwahrscheinliche bezeichnet dabei auch semantische Information oder das, was wir Sinn nennen. Man spricht heute von der «Konstruktion» von Information aus sensorischen Daten, welche die Operationen eines Organismus in seiner Umwelt steuert. Lebende Systeme sind selbststeuernde Systeme – also kybernetische Systeme –, weil sie ihre Operationen aufgrund von Information steuern, die sie selbst konstruiert haben. Sieht man einen Wolf, konstruiert man demzufolge Informationen, die einem sagen, dass man weglaufen soll. Sieht man

einen Apfel, so wird eine Information konstruiert, die einen anleitet, ihn zu essen. Information ist also eine interne Konstruktion des lebenden Systems. Aber sie ist nicht bloss etwas Mentales – sie ist eine Kraft, die Handlungen in der Welt anregt und steuert und Organismen dadurch zu bestimmten Zielen führt.

Zu sagen, dass Information eine Konstruktion des lebenden Systems ist, bedeutet aber nicht automatisch und ohne Weiteres, dass alle Informationen, auch semantische Informationen, die das menschliche Denken und die Schöpfungen der Kultur auszeichnen, das Gleiche sind und aus den gleichen Kräften und Prinzipien entstehen. Ich möchte behaupten, dass so, wie das Leben als ein emergentes Phänomen gedacht werden muss, auch Sinn, Denken, Kunst und Kultur gedacht werden müssen. Es steht ausser Zweifel, dass Sinn wenigstens aufgrund der Beteiligung von Operationen eines zentralen Nervensystems, das bei bestimmten Organismen besonders komplex ist, entsteht. Aber wir wissen nicht, wie oder warum. Für einen Organismus ist es genug, wenn Information dazu führt, dass der Organismus am Leben bleiben kann. Gut essen und gut denken sind aber sehr verschiedene Dinge. Denn die Geschichte lehrt, dass Menschen überall und zu allen Zeiten bereit waren, ihr Leben für das, was sie glaubten, zu opfern. Sinn, so scheint es mir, ist eine andere oder eine «höhere» Ebene der emergenten Ordnung jenseits von Materie und Leben. Wenn dies so ist, können wir annehmen, dass es eine fundamentale Kraft gibt, die Sinn erschafft und die Welt, die wir Menschen als eine sinnvolle Welt kennen, zugrunde liegt. Ich schlage vor, diese semantische oder sprachliche Kraft nicht wie üblich seit den alten Griechen «Vernunft» zu nennen, sondern viel eher als «Macht» zu bezeichnen. Vernunft, wie schon Aristoteles sagte, dient keinem Selbstzweck, sondern der Mensch ist das Tier, das die Sprache oder die Vernunft hat für den Zweck des Lebens in der politischen

Ciséan, Miribal > NW

Miribal Claudine Ciséan, 1902 in Villemareuil (F) bis 1981 in Chicago, war eine Sprachforscherin, Übersetzerin und Historikerin. Sie ist die Tochter von d'Aciei Arbogast I., Frau von Amot Nussquammer sen. und Mutter von Amot Nussquammer jun.



Porträt der Miribal Ciséan von d'Aciei Arbogast I., 1938. Öl auf Leinwand, 60 x 40 cm.

Dissipation > WP

Dissipation (lateinisch für «Zerstreuung») bezeichnet in der Physik den Vorgang in einem dynamischen System, bei dem z. B. durch Reibung die Energie einer makroskopisch gerichteten Bewegung, die in andere Energieformen umwandelbar ist, in thermische Energie übergeht.

E

Emergente Ordnung > WP

Emergente Ordnung (engl. emerging order, auch emergent order) ist ein Fachbegriff aus der Soziologie. Mit ihm wird ganzheitlich die

Gemeinschaft, das heisst in der Polis, in der Gesellschaft. Vernunft ist erst dann eine Kraft für sich, wenn sie die einzigartige Lebensweise des Menschen ermöglicht, die wir Kultur oder Gesellschaft nennen. Und wie die politische Philosophie seit Platon behauptet, verdankt die Gesellschaft ihre Existenz und ihren Bestand der Macht. Ohne Polis, das Politische, gibt es kein menschliches Leben. Das Zusammenleben der Menschen als Menschen und nicht als seltsame zweibeinige Tiere hängt von einer besonderen Kraft ab, welche die politische Philosophie Macht nennt.

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste, es ist kein Geheimnis, dass Macht ein Geheimnis ist. Es gibt viele Theorien der Macht, die zu erklären versuchen, warum oder wie bestimmte Formen der sozialen Ordnung, bestimmte soziale Praktiken und Institutionen oder bestimmte exemplarische Personen Macht erlangen und ausüben. Macht kommt von Gott, von der Natur, von den besonderen Eigenschaften exemplarischer Personen oder von der Einwilligung der Bürgerinnen und Bürger. Was immer Macht ist und woher immer Macht kommt: Alle sind sich einig, dass Macht nicht als reine Gewalt zu verstehen ist. Ganz im Gegenteil, es gibt symbolische Macht, die sich in der Androhung von Gewalt äussert, aber Macht befindet sich auch in den Zeichen und Symbolen von sozialem Status, Reichtum, Einfluss usw. Macht befindet sich auch in den Visionen der Propheten oder den Mythen und Religionen der Völker. Ideen haben Macht. Von Macht zu sprechen, setzt uns nicht nur auf das Terrain der Politik, sondern auch auf das Terrain der Philosophie, der Soziologie und der Politikwissenschaft. Darüber hinaus bringt uns dies auch in Kontakt mit Disziplinen wie Psychologie, Ökonomie und sogar Kunst. Obwohl Macht üblicherweise ein Thema der Politik ist, ist Macht nicht nur politischer Natur, sondern überall dort, wo Sinn die Welt erschliesst. Politik mag wich-

tig sein, aber sie ist nur ein Teil der Welt von Sinn. In der Welt von Sinn ist Macht allgegenwärtig und aktiv in allen Formen sozialer und semantischer Ordnung. Macht ist nicht nur omnipräsent, sie ist auch etwas, das viel kritisiert wird, weil Macht, wie es scheint, unvermeidlich missbraucht wird. Niemand mag Macht, ausser denen, die sie haben, und denen, die sie suchen. Für diejenigen, die Macht haben, stellt sie eine Last dar, da immer die Frage bleibt, wie man sie erhalten kann. Und für diejenigen, die Macht nicht haben und demnach notwendigerweise nach Macht streben, ist – wie Machiavelli lehrt – jedes Mittel, das zum Ziel führt, recht. Dennoch hat Macht, wie schon Platon lehrte, zwei Seiten. Einerseits macht Macht Recht, aber andererseits ist nur legitime oder rechtmässige Macht akzeptabel. Macht ist eine Kraft, die entweder gut oder böse sein kann. Deswegen müssen alle Theorien der Politik die Frage der Legitimation beantworten können. Ob es nun Gott oder die Natur oder das Volk ist, das die Arbeit der Legitimation übernimmt, spielt in der Menschheitsgeschichte keine grosse Rolle. Alle Möglichkeiten sind schon längst ausgeschöpft. Ob es sich um die Herrschaft des einen, der wenigen oder der vielen handelt: Eine Herrschaft kann sich ohne Legitimation nicht lange halten. Ob Macht in den Händen der Vertreter Gottes oder denen, die von Natur aus privilegiert sind, oder im Willen des Volkes liegt, sie muss legitim sein. Macht scheint nicht nur eine besondere Kraft für sich gegenüber den Gesetzen der Natur und des Lebens zu sein, sondern sie scheint die einzige fundamentale Kraft der Welt, die entweder gut oder böse sein kann. Denn die Gesetze der Natur sind weder gut noch böse, ebenso wenig die Kräfte, die das Leben bestimmen. Niemand kann sagen, ob Negentropie gut oder böse ist, und niemand muss es sagen können. Anders ist es bei der Macht. Könnte es sein, dass die Macht allein das Prinzip oder die Kraft ist, welche Ethik in die Ordnung des Universums bringt oder gar Ethik verlangt?

Wie immer das sein mag, und diese Frage möchte ich in diesem ehrwürdigen Kreis stellen: Was würde es bedeuten, wenn die Macht nicht ausschliesslich etwas Menschliches wäre? Was wäre, wenn Macht so etwas wie eine fundamentale Kraft des Universums wäre, ähnlich wie die Gravitation oder die Kraft des Lebens, Negentropie? Was wäre, wenn Macht die Kraft wäre, die die Dinge auf der Ebene von Sinn zusammenhält? Zugegeben, die Dinge mögen nicht immer in der besten Ordnung sein. Nichts sagt, dass Macht die beste aller möglichen Welten erschaffen muss, genauso wenig wie Evolution oder Negentropie die beste aller möglichen Lebewesen erschaffen muss. Die Frage nach dem richtigen Weg, die Dinge «zusammenzuhalten», scheint aus der Perspektive der Macht auf allen Ebenen emergenter Ordnung offen zu sein. Trotzdem scheint es heute mehr denn je notwendig, einige Normen und Regeln dafür zu finden, was eine «gute» Nutzung natürlicher Ressourcen und eine «gute» Umwelt sein könnte, ebenso wie die Frage, wie eine «gute» Gesellschaft aussehen könnte. Wenn es einen richtigen und einen falschen Weg gibt, die Dinge auf allen Ordnungsebenen – der materiellen, der organischen und der kulturellen – zusammenzuhalten, dann gibt es vielleicht eine ethische Dimension für das gesamte Universum und nicht nur für menschliches Handeln. Vielleicht müssen wir die Grundlagen der Ethik neu überdenken und nach dem «Guten» suchen – jenseits davon, es als eine Qualität menschlichen Handelns oder gar der Politik allein zu betrachten.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich auf die Diskussion!

Protokoll des Gesprächs

Miribal dankt ihrem Sohn und auch den Anwesenden für ihre Aufmerksamkeit und

Glossar

Gesamtheit von Ordnung in sozialen Systemen (von Zweierbeziehungen bis hin zu gesamtstaatlichen Ordnungssystemen) bezeichnet, die sich von Traditionen, Kulturen, antiquierten moralischen Werten usw. löst und von den Beteiligten ständig verändert wird. Als emergent ist sie zu bezeichnen, da die Veränderungen auf menschlichem Mitwirken basieren und diese deshalb weder vorhersehbar noch rückwirkend analysierbar sind.

F **Foerster, Heinz von** > WP

Heinz von Foerster (1911–2002) war ein österreichisch-amerikanischer Physiker, Kybernetiker und Philosoph. Heinz von Foerster war Professor für Biophysik und langjähriger Direktor des Biological Computer Laboratorys (BCL) in Illinois.



Heinz von Foerster 1963. Quelle: Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der University of Illinois.

Er gilt als Mitbegründer der kybernetischen Wissenschaft und ist philosophisch dem radikalen Konstruktivismus zuzuordnen. Zu seinen bekanntesten Wortschöpfungen gehören Kybernetik zweiter Ordnung, Lethologie, Neugierologie und KyberEthik. Er prägte auch den Begriff Ethischer Imperativ.

bittet zuerst Heinz von Foerster um seinen Kommentar und Kritik.

Heinz von Foerster (HvF): Lieber Amot. Ich bin sehr beeindruckt von den Ideen, die du uns freundlicherweise vorgetragen hast. Vor allem fand ich es interessant, aber ebenso fragwürdig, dass du so radikal zwischen den Operationen eines lebenden Systems und den Operationen der menschlichen Psyche und der Gesellschaft unterscheidest. Ist es doch gerade eine der wichtigsten Entdeckungen – oder man könnte sagen Fortschritte – der Kybernetik, dass der Beobachter sich selbst, das heisst das wissenschaftliche Denken und alles, was dahinter und daraus entsteht, selbst als kybernetisches System betrachtet. Ich habe dies «Second Order Cybernetics» genannt, oder die Kybernetik der Kybernetik. Diese Idee besagt, dass wir nicht nur geschlossene Systeme beobachten und beschreiben, wie dies für gewisse Maschinen und lebende Systeme der Fall ist, sondern wir sind selbst geschlossene Systeme und operieren nach den gleichen Prinzipien. Die Kybernetik beschreibt, wie die Outputs eines Systems wieder zu Inputs werden und somit das System sich selbst steuert. Wenn wir nun das, was wir beobachten und beschreiben, als Teil unserer eigenen Operationen betrachten, dann ist das Wissen, das wir konstruieren, durch unser Denken und Handeln ein Output in die Welt, die uns wiederum beeinflusst und zu weiterem Wissen und Handeln führt. Demnach ist das, was du Sinn oder Macht nennst, im Prinzip nichts anderes als eine interne Informationskonstruktion, wie dies bei jedem kybernetischen System der Fall ist, und somit nicht etwas ganz anderes, das sogar als dritte Ebene emergenter Ordnung betrachtet werden muss. Nicht nur ist die kognitive Leistung eines Organismus – zum Beispiel Essen zu finden oder Gefahren zu entkommen – abhängig

Die Kybernetik beschreibt, wie die Outputs eines Systems wieder zu Inputs werden und somit das System sich selbst steuert.

von interner Informationskonstruktion, sondern ebenso sind unsere Theorien darüber nichts weiter als Konstruktionen, die sich gleich wie die Konstruktionen eines Organismus bewähren müssen. Also was du unterscheidest, nämlich eine Kraft der Negentropie und eine Kraft des Sinnes, die du Macht nennst, ist genau das, was die Kybernetik absichtlich zusammen und als Eines betrachtet. Wie schon von Bertalanffy und Wiener sagten: Die Systemtheorie ist eine universelle Theorie, die alles, inklusive sich selbst, erklären will. So etwas wie eine fundamentale Kraft, die du Macht, nennst, die irgendwie ausserhalb der Prinzipien der Kybernetik operiert, ist nicht nötig, um die Welt zu erklären.

Amot Nussquammer (AN): Verehrter Professor von Foerster. Sie haben natürlich recht, den Finger genau auf diesen Punkt zu legen. In der Tat möchte ich behaupten, dass es ganz wichtige und sogar entscheidende Unterschiede gibt zwischen den Prinzipien – ich spreche lieber von fundamentalen Kräften –, die das Leben organisieren, und denjenigen Prinzipien oder Kräften, die Sinn schaffen. Ich gebe Ihnen recht: Organismen sind als kybernetische Systeme zu betrachten, weil sie geschlossene Systeme sind, die sich selbst durch die Konstruktion von Information «steuern». Kybernetik ist ja die Wissenschaft der Steuerung und beschreibt selbststeuernde Systeme. Das klassische Beispiel ist das vom Thermostat gesteuerte Heizungssystem in einem Haus, bei dem das System das Haus heizt, bis eine bestimmte Sollwert-Temperatur erreicht wird. Dies ist der Output des Systems. Der Thermostat nimmt diese Umweltänderung als Information auf, die das System so steuert, dass die Heizung ausgeschaltet wird. Lebende Systeme sind nicht nur selbststeuernd, wie es einige Maschinen sein können, sondern sie sind auch

selbstorganisierend. Sie produzieren sich selbst. Ob es sich um eine Maschine oder um einen Organismus handelt: Was beide gemeinsam haben, ist, dass sie sich selbst aufgrund von Information steuern. Dies aber setzt voraus, dass sie sich von einer Umwelt klar unterscheiden und somit ihre Operationen auf sich selbst beziehen können, und zwar nur auf sich selbst. Der Thermostat registriert nur Änderungen der Temperatur in einem Zimmer, aber nicht, wie viele Menschen sich darin aufhalten oder was sie tun. Ein Frosch registriert nur schnell bewegende schwarze Flecken, aber nicht die Musik, die in der Nähe des Teichs gespielt wird. Macht dagegen oder Sinn bezieht sich auf alles, ohne Grenzen. Sinn ist nicht ein geschlossenes System. Es gibt nichts ausserhalb von Sinn, das als Umwelt dienen könnte. Auch was sinnlos ist, hat irgendeinen Sinn. Es gibt nichts, das nicht in der Reichweite von Sinn existiert oder durch Sinn transformiert werden kann. Welche Wissenschaft ist zufrieden, nur einen Teil der Realität zu erforschen und alle Beziehungen zu anderen Wissenschaften und somit zum Wissen als solches abzuberechnen? Ist nicht die Behauptung, dass die Systemtheorie eine «universelle» Wissenschaft sei, genau die Bestätigung dieser Grenzenlosigkeit von Sinn? Dies gilt auch für Macht. Welche Gesellschaft war je zufrieden, nur in den eigenen Grenzen zu bleiben und nicht alles, was darum herum sich befand, auch in irgendeiner Art und Weise zu kontrollieren? Als fundamentale Kraft betrachtet will Macht alles verbinden und kontrollieren; Negentropie dagegen will bloss die Homöostase eines Lebewesens aufrechterhalten und in der richtigen Art und Weise auf die Umwelt reagieren. Organismen wollen Energie aufnehmen und benutzen, um eigene Strukturen aufzubauen und sie zu erhalten, aber nicht um alles, was es gibt, unter Kontrolle zu bringen. Aus diesem Grund kann Sinn nicht in der gleichen Art und Weise verstanden werden wie das Leben. Sinn und – wie oft in der Geschichte der

G**Giche Manitou** > WP > NW

Giche Manitou, aus der Ojibwe Cree-Sprache *gichi* = gross, und *manidoo* = wird in den westlichen Sprachen oft fälschlicherweise mit Geist (Spirit) oder noch falscher: mit «allmächtiger Gott» übersetzt. Tatsächlich ist es für Europäer schwierig, eine klare Übersetzung zu machen, da unsere Vorstellungen von den christlichen Gottes- und Geistesbegriffen geprägt ist. Ebenso schwierig sind die Übersetzungen, die von den Cree selbst gegeben werden, da diese, je nachdem, ob sie christianisiert wurden oder nicht, oder je nach Lebensweise, anders ausfallen.

Helfen könnte dabei das Alaju-Wort *home*, das in der Nienetwiler Kultur bekannt ist. Das Wort setzt sich aus *hom* = alles/nichts/Null und *ei(a)* = Zeit, Kausalität, Verbindung zwischen Raum und Zeit, Moment des Verstehens, zusammen und bedeutet in etwa das, was das Sammeln ermöglicht und somit alles im Universum möglicherweise sinnvoll macht.

Man könnte *home* auch das nennen, was wir als Macht bezeichnen, jedoch nicht als eine hierarchische Gesellschaftsordnung (oder höheres Wesen), wie das in der heutigen Zeit gesehen wird, sondern als gemeinsame Ordnung und das Zusammenleben aller Dinge, das durch das Sammeln von sich gegenseitig beeinflussenden Möglichkeiten ausgedrückt wird.

Glasersfeld, Ernst von > WP

(1917–2010) war Philosoph und Kommunikationswissenschaftler und gilt mit Heinz von Foerster als Begründer der erkenntnistheoretischen Schule des Radikalen Konstruktivismus.

H**Hobbes, Thomas** > WP

Thomas Hobbes (1588 in Westport, Wiltshire – 1679 in Hardwick Hall, Derbyshire) war ein englischer Mathematiker, Staatstheoretiker und Philosoph. Er wurde durch sein Hauptwerk «Leviathan» bekannt, in dem er eine Theorie des Absolutismus entwickelte. Er gilt als Begründer des aufgeklärten Absolutismus.

Menschheit bemerkt wurde – Macht kennen keine Grenzen. Der Bedarf an Energie für die Menschen ist unendlich. Im Prinzip beansprucht Sinn/Macht das ganze Universum. Dagegen lebt ein Organismus in einer Nische und grenzt sich von seiner Umwelt operationell, aber auch – wie Sie betonen – informationell ab. Sinn ist weder operationell noch informationell geschlossen und bildet demnach kein System, das kybernetisch beschrieben werden kann. Zu sagen, dass Sinn sich selbst steuert, ist zu sagen, dass alles, was es gibt, sich selbst steuert, was aber keinen Sinn ergibt, da es ein «selbst» nur im Unterschied zu einem anderen geben kann. Ein Organismus kann nur im Unterschied zu einer Umwelt existieren. Sinn aber hat keine Umwelt, genau wie die Macht nur von einer anderen Macht, aber nicht von der Natur begrenzt werden kann. Aus diesem Grund finde ich es angebracht, ein fundamentales Prinzip oder eine Kraft zu postulieren, die für die Existenz und Operationsweise von Sinn und die Durchdringung unserer Welt von Macht verantwortlich ist.

Humberto Maturana (HM): Ich möchte mich dem anschliessen, was Heinz soeben gesagt hat. Ich erforsche das Leben. Und als ich mich fragte, was besonders ist am Leben, stellte ich fest: Wo immer ich hinschaute, sah ich zirkuläre Prozesse. Moleküle und ihre Interaktionen führten zu den gleichen Molekülen und den gleichen Interaktionen und Prozessen. Lebende Systeme operierten, um diejenigen Komponenten und Prozesse, aus denen sie bestehen, wieder und wieder in zirkulärer Art und Weise zu produzieren. Ich nannte dies «autopoiesis» oder Selbst-Produktion. Als ich mich dann fragte, wie es möglich ist, dass autopoietische Systeme ihre Operationen ausschliesslich auf sich selbst richten, lag die Antwort darin, dass sie sich streng von ihrer Umwelt trennen müssen. Ein Löwe zum Beispiel muss irgendwie «wissen», dass er ein Löwe ist und nicht ein Zebra, damit er

«weiss», dass er Zebras jagt und nicht Gras frisst. Was ist dieses «Wissen»? Natürlich haben sogenannte «höhere» Lebensformen ein zentrales Nervensystem, ein Hirn, das heisst ein Organ der Kognition, das Information aus Sinnesempfindungen konstruiert. Wie Heinz oft gesagt hat: Das Auge sieht nicht Blumen, sondern es sind Nervenimpulse, die aus dem Kontakt mit Licht entstehen – Blumen sieht nur das Hirn. Aber jedes Lebewesen operiert gleich, also muss jedes Lebewesen seine Operationen aufgrund einer Form von Kognition, also Informationskonstruktion steuern, und diese Information muss, wie alles andere im Lebewesen, vom Lebewesen selbst stammen oder vom Lebewesen konstruiert werden. Jedes Lebewesen kann nur das sehen, was es sehen kann, je nach seiner eigenen internen Organisation. Wenn Information «richtig» konstruiert wird, kann das Lebewesen auf Umweltänderungen so reagieren, dass es seine Autopoiese fortsetzen kann. Wenn aber die Information «falsch» konstruiert wird – wenn also zum Beispiel der Löwe meint, der menschliche Jäger sei ein Zebra und beim Angriff erschossen wird –, dann verschwindet das Lebewesen. Wir sagen, dass Lebewesen, die nicht verschwinden, an ihre Umwelt «angepasst» sind. Die Tatsache, dass Lebewesen in einer Umwelt leben, bedeutet also, dass diese Lebewesen so mit ihrer Umwelt gekoppelt sind, dass die Information, die ihre Operationen steuert, das weitere Leben ermöglicht, und mehr nicht. Es sagt nichts über die Welt aus. Information ist weder wahr noch falsch, sondern fördert oder hindert die Autopoiese des Systems, das heisst das Leben. Also was will ich sagen? Ich will sagen, dass das, was du als Sinn betrachtest, das heisst die Information, die wir aus den Einwirkungen der Umwelt auf unsere Sinnesorgane konstruieren, nichts anderes ist als ein Effekt unserer Kopplung mit der Umwelt, wovon wir nichts wissen, das heisst wie diese Umwelt wirklich ist. Wissen, oder was du Sinn nennst, ist eine Information, die ermög-

licht, dass wir leben. Dies gilt für alle Formen des Lebens inklusive der menschlichen Kognition und der daraus entstehenden Kultur und Gesellschaft. Es gibt also kein besonderes Prinzip, das du Macht nennst. Es gibt nur operationell und informationell geschlossene Systeme, von denen der Mensch und die Gesellschaft sich nicht unterscheiden.

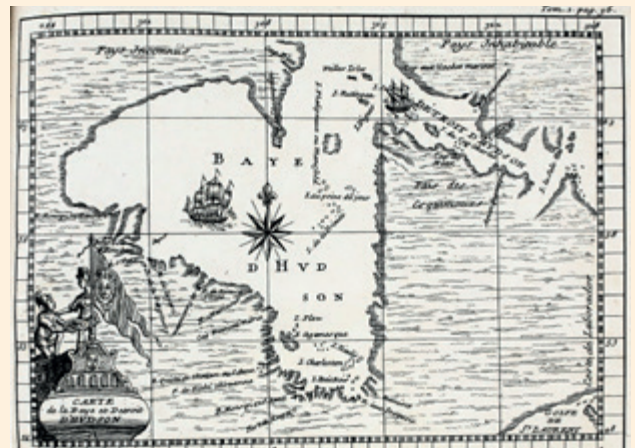
AN: Sehr geehrter Herr Dr. Maturana, natürlich kenne ich Ihre hervorragende Arbeit über die Theorie der Autopoiese und die Folgen, die Sie für das Verständnis der Welt des Menschen daraus ziehen. Was mich dazu bewegt, ein besonderes universelles Prinzip oder eine Kraft für die Formen der Ordnung, die man Sinn nennen kann, zu postulieren, ist Folgendes: Sie haben mit Recht gesagt, dass die Prozesse des Lebens zirkulär sind. Ein lebendes System operiert ausschliesslich (damit ist der Ausschluss der Umwelt mitgemeint) mit sich selbst. Aber es ist gerade diese Zirkularität, diese Geschlossenheit, die ich in allem, was Sinn hat, vermissem. Sinn führt zwar zu weiterem Sinn. Ein gesprochener Satz führt zu weiteren Sätzen. Aber was daraus entsteht, ist nie das Gleiche, sondern immer etwas anderes. Welche Theorie, welche Gesellschaft, so konservativ sie sein mag, operiert nur, um die gleichen Komponenten und Relationen zu produzieren, die sie vorher hatte? Zeigt uns nicht der Lauf der Menschheitsgeschichte, wie unsicher, wie variabel, wie unvorhersehbar das Denken, das Handeln der Menschen und der Lauf der Geschichte sind? Wo die Welt der Biologie uns überall die Suche nach Stabilität und Aufrechterhaltung der gegebenen Zustände und Prozesse zeigt, bezeugt die Menschheitsgeschichte genau das Gegenteil. Dennoch handelt es sich beim Sinn offensichtlich um eine Form der Ordnung. Woher kommt diese Ordnung, die nichts ausschliesst, die keine Grenzen kennt, die ihre Operationen auf alles, was es gibt, ausdehnt und ständig etwas anderes produziert? Lö-

Homöostase > WP

Homöostase (altgriechisch ὁμοιοστάσις *homoiostásis*, deutsch Gleichstand) bezeichnet einen Gleichgewichtszustand eines offenen dynamischen Systems, der durch einen internen regelnden Prozess aufrechterhalten wird. Sie ist damit ein Spezialfall der Selbstregulation von Systemen. Der Begriff wird in zahlreichen Disziplinen wie zum Beispiel in der Physik, Chemie, Biologie, Ökologie, in den Wirtschaftswissenschaften, der Soziologie, der Psychologie, der Medizin oder in der Rechtswissenschaft angewendet. Ein System in Homöostase ist ein Homöostat.

Hudson Bay > WP

Die Hudson Bay (Inuktitut: Kangiqsualuk Ilua) ist ein über 1,23 Millionen km² grosses Randmeer im nordöstlichen Teil Kanadas. An der über die Hudson-Strasse mit dem Atlantik verbundenen Meeresbucht haben die kanadischen Provinzen Manitoba, Ontario, Québec sowie das Territorium Nunavut Anteil.



Die Region ist wenig besiedelt und wird unter anderem von den Cree und den Inuit bewohnt. Seit der Eroberung der Gebiete galt die Hudson Bay als Einfallstor sowohl für die Truppen als auch für Pelzhandel und Besiedelung.

J

Jesuiten > WP

Als Jesuiten werden die Mitglieder der katholischen Ordensgemeinschaft Gesellschaft Jesu

wen setzen sich nicht ein für einen nachhaltigen Zebrabestand. Sie fressen die Zebras, bis es sie nicht mehr gibt, und dann finden sie entweder andere Nahrung oder sie sterben aus. Sinn dagegen versucht, überall alles unter Kontrolle zu halten, alles irgendwie miteinander zu verbinden. Zudem: Wenn Sie sagen, die Konstruktion von Information diene der Erhaltung des Lebens, sprechen die Menschheitsgeschichte und die Macht dagegen, denn überall verlangt die Macht, dass Menschen ihr Leben für irgendwelche Ideen oder Glauben opfern. Für Sinn ist Leben billig. Wofür immer Sinn Information konstruiert, es ist nicht, um eine bestimmte Kultur oder Gesellschaft – egal was die Menschen meinen – aufrechtzuerhalten. Sinn scheint also eine andere Art von Kraft zu sein als das, was Leben ermöglicht. Deswegen postuliere ich Macht als eine solche fundamentale Kraft ähnlich wie die Gravitation oder die Negentropie. Diese Kraft ist universell, gerade weil sie nicht bloss in den Grosshirnen einiger seltsamer Primaten, die wir Homo sapiens nennen, gebunden ist, sondern überall, in allem, was es gibt, auch wenn wir noch Grosshirne brauchen, um darüber reden zu können.

Ernst von Glasersfeld (EvG): Ich möchte zu dem, was Heinz und Humberto sagten, zurückkehren, aber aus der Perspektive von dem, was du Sinn nennst und als Effekt von Macht betrachtest. Heinz plädiert dafür, dass auch das menschliche Wissen als System verstanden werden muss, und Humberto findet, dass Information nicht in der Welt zu finden ist, sondern das ist, was nur intern in einem System mit einem Hirn irgendwelcher Art konstruiert wird. Dies widerspricht dem, was du soeben ausgeführt hast, nämlich, dass Information überall ist und irgendwie in allen Dingen vorhanden ist. Die Welt besteht nicht aus Information, sondern Information wird in der Welt von einigen Organismen konstruiert. Man kann diese Information Sinn nennen, es macht keinen Unterschied, denn wie immer wir es

nennen, ist es eine Konstruktion. Information wird intern im System gemäss der Organisation des Systems konstruiert, denn Information hat eine spezifische Funktion. Sie steuert die Operationen eines Systems. Information, die nicht eine Funktion für ein System erfüllt, wäre gar keine Information. Dies führt unvermeidlich zum Schluss, dass Wissen oder Wahrheit überhaupt nichts mit der Umwelt zu tun hat, sondern ausschliesslich mit der internen Organisation des Systems und dem Bedürfnis des Systems, sich aufrechtzuerhalten. Kurz, wenn wir meinen, etwas zu wissen, gilt dieses Wissen als wahr nur insofern, als es erlaubt, dass wir weiter operieren bzw. leben können. Wissen ist also nicht «wahr», sondern im besten Fall «viabel», das heisst, es erlaubt uns, weiterzuleben. Wissen oder Sinn, wie du es nennst, ist nichts anderes als eine Adaptation des Organismus zur Umwelt, in der es lebt, denn solange ein Organismus leben kann, spielt es gar keine Rolle, ob das, was es zu wissen «denkt» oder meint, die Umwelt richtig abbildet, sondern bloss, ob es erlaubt, dass der Organismus weiterleben kann. Ich nenne diese Sicht «radikaler Konstruktivismus», da es behauptet, alles Wissen sei nur eine Konstruktion des Wissenden und sage demnach nichts über die Welt an sich aus. Philosophien, Kulturen, Gesellschaften, Religionen – alle haben kein Wissen über die Welt, wie sie wirklich ist, sie haben nur eine im Moment «viable» Informationskonstruktion. Dies gilt für die einfachsten Lebewesen bis hinauf zu Grosskulturen und die menschliche Gesellschaft. Macht, wie du das Prinzip nennst, die das Denken und die Gesellschaft organisieren soll, ist nichts anderes als die erfolgreiche Adaptation eines geschlossenen Systems an seine Umwelt. Und dies ist nichts anderes als das, was du Negentropie nennst, aber sicher nicht ein völlig anderes Prinzip oder sogar eine fundamentale Kraft für sich.

AN: Danke, Professor von Glasersfeld, für diese Kritik meiner These, denn es er-

laubt mir, einige Gedanken vielleicht klarer zum Ausdruck zu bringen, als ich das im Vortrag konnte. Das Wort «Adaptation» ist wichtig, denn man muss sich fragen, auf was Gedanken und sogar Kulturen, Religionen, Philosophien und Gesellschaften adaptiert sind. Was ist, mit anderen Worten, die Umwelt, woran sich Sinn anpassen muss? Für einen Organismus gibt es die Schranken der Natur. Wenn das Wasser in den Flüssen und Seen austrocknet, sterben die Fische aus. Sie können sich nicht – zumindest nicht in kurzer Zeit – auf veränderte Umweltbedingungen einstellen, oder wenn dies passiert, dann nur durch zufällige Variationen in ihrer DNA und die natürliche Auslese, kurz: Evolution. Was aber sind die Umweltbedingungen, die das Denken und die menschlichen Kulturen und Gesellschaften einschränken? Wenn das Wasser verschwindet, bohren die Menschen tief in die Erde, um Wasser zu finden, oder sie setzen andere Technologien ein. In der Tat, wie die Geschichte lehrt, entstehen und vergehen Zivilisationen, Kulturen und Religionen, aber warum? Nicht, weil sie Information falsch konstruiert haben, wie die Fische, die immer noch nach Wasser suchen, obwohl es keines mehr gibt. Was macht ein Gedanke, eine Kultur oder eine Gesellschaft, wie Sie sagen, «viabel»? Man könnte sich eine Art natürliche Selektion vorstellen und von der «Evolution» von Kulturen und Gesellschaften sprechen. Dies würde dafür sorgen, dass Ideen und Gesellschaften, die nicht «viabel» sind, untergehen und neue, lebensfähigere entstehen. Aber die Menschheitsgeschichte zeigt uns nicht ein solches Gleichgewicht zwischen Gesellschaften und Natur. Ganz im Gegenteil. Sinn scheint darauf gerichtet, alles, was in der Natur vorzufinden ist, zu ändern und für eigene Zwecke zu nutzen, egal was die Kosten für das Leben sind. Auch die Beziehungen unter den Menschen ähneln in keiner Art und Weise dem Verhalten von Lebewesen. In der Natur bekriegen sich die verschiedenen Organismen nicht. Es gibt



Emblem des Jesuitenordens

(Societas Jesu, Ordenskürzel: SJ) bezeichnet, die aus einem Freundeskreis um Ignatius von Loyola entstand und am 27. September 1540 päpstlich anerkannt wurde.

K Kybernetik > WP

Kybernetik ist nach ihrem Begründer Norbert Wiener die Wissenschaft der Steuerung und Regelung von Maschinen und deren Analogie zur Handlungsweise von lebenden Organismen (aufgrund der Rückkopplung durch Sinnesorgane) und sozialen Organisationen (aufgrund der Rückkopplung durch Kommunikation und Beobachtung). Sie wurde auch mit der Formel «die Kunst des Steuerns» beschrieben.

M Macy-Konferenzen > WP

Als Macy Conferences (Macy-Konferenzen) werden zehn interdisziplinäre Konferenzen bezeichnet, die zwischen 1946 und 1953 in den USA stattfanden. Sie wurden unter der Schirmherrschaft der Josiah Macy, Jr. Foundation (Macy-Stiftung) federführend von Warren McCulloch, einem amerikanischen Neurophysiologen, organisiert. Sie gelten als wichtiger Abschnitt der Kybernetik-Forschung.

Maturana, Humberto > WP

Humberto Romesín Maturana (1928–2021) war ein chilenischer Biologe und Philosoph mit dem Schwerpunkt Neurobiologie. Er ist der Begründer des Begriffs der Autopoiesis.

zwar eine Art Wettbewerb um Ressourcen, aber nicht Krieg. Löwen führen nicht Krieg gegen Zebras. Die Menschen aber sind andauernd im Krieg gegen alles, was sie als fremd oder bedrohlich ansehen. Und es ist kaum zu bestreiten, dass nicht immer der «Beste» siegt, denn mangels natürlicher Einschränkungen gibt es keinen Massstab für das, was das «Beste» sein mag. Was ist der beste Sinn? Die beste Religion, Philosophie, Kultur oder Gesellschaft? Wenn die Natur nicht entscheidet – wie dies mittels natürlicher Auslese bei Lebewesen geschieht –, wer denn? Nach welchen Kriterien? Die Philosophen seit Platon haben versucht, das zu tun. Die politische Philosophie soll uns sagen, was die gerechte, die gute Gesellschaft ist. Dass es keine Einigung über die Frage seit über 2000 Jahren gibt, zeigt, dass Macht im Gegensatz zum Leben nicht eine Anpassung an irgendwelche Umweltbedingungen sein kann. Ganz im Gegenteil, Macht ist ein Streben nach Universalität und Kontrolle über alles. Man kann zwar sagen, dass jede Sprache nur eine unter vielen ist, aber jede Sprache behauptet, alles, was gesagt werden kann, sagen zu können. Und wer kann sagen, dass eine Sprache «besser» oder «viabel» ist, während eine andere dies nicht ist? Aus diesem Grund finde ich es plausibel zu behaupten, dass Sinn eine Ebene emergenter Ordnung für sich und nicht den gleichen Prinzipien oder Kräften, die lebende Systeme organisieren, unterworfen ist.

Jari Weidenbaum (JW): Ah, Herr Nussquammer, eine ganz aussergewöhnlich inspirierende These! Gerne wüsste ich aber von Ihnen ein konkretes Beispiel beziehungsweise eine Anwendung.

AM: Danke, Herr Dr. Weidenbaum, für diese sehr direkte und herausfordernde Frage! Lange habe ich darüber nachgedacht, was diese These über die Macht als universelles Prinzip der Ordnung auf der Ebene von Sinn konkret bedeutet. Kurz: Was für

einen Unterschied macht es, wenn Macht die Kraft ist, die die ganze Welt regiert, also die Kraft, die nicht nur die Politik und das menschliche Zusammenleben bestimmt, sondern die Welt überhaupt? Zunächst bedeutet es, dass Macht nicht ausschliesslich etwas «Politisches» ist. Die Politik ist nur eine Art, in der die Macht unsere Welt bestimmt. Es gibt Macht überall, nicht nur in der Politik. Dass wir gegenwärtig von der Politik regelrecht fasziniert sind und uns dauernd über politische Macht aufregen – und uns sogar für oder gegen die jetzigen Regierungen engagieren –, ist vielleicht eine vorübergehende Obsession, die wir einmal hinter uns lassen, um uns dann auf «konstruktivere» Fragen zu fokussieren. Es wäre zumindest eine ernst zu nehmende Möglichkeit. Was aber würde es bedeuten, wenn Macht nicht bloss politisch, aber noch mehr: auch nicht bloss menschlich ist?

Die These behauptet, glaube ich, dass die Politik eigentlich nichts mehr zu tun hat, obwohl wir heute fast alles von der Politik erwarten. Die Politik soll die Gesellschaft steuern, und zwar so, dass Frieden, Sicherheit und Wohlstand daraus entstehen. Diese Aufgabe aber ist seit Jahrhunderten nur auf der Basis zweier höchst problematischer Annahmen begründet. Erstens hat die politische Philosophie immer zwischen einem Naturzustand, in dem die Menschen ohne Politik, ohne Regierung, ohne Staat lebten, und dem Zustand innerhalb einer Gemeinschaft, der von Politik und Macht in irgendwelchen Formen bestimmt wurde, unterschieden. Je nachdem, wie der Naturzustand beschrieben wurde, entweder als friedlich und geordnet oder als kriegerisch und chaotisch, ergaben sich andere Ideen über das, was Politik sein soll. Zweitens hat die politische Philosophie zwischen Freund und Feind unterschieden. Die Macht hat somit immer die Aufgabe gehabt, die Gemeinschaft der «Freunde» gegen die «Feinde», die Fremden, die anderen, das heisst gegen alle diejenigen, die nicht Mit-

glieder unserer Gemeinschaft waren, zu schützen. Macht war also immer damit beschäftigt, die menschliche Gesellschaft einerseits gegen die Natur und andererseits gegen andere Gesellschaften zu etablieren und zu sichern.

Wenn aber die Macht nicht gegen die Natur operiert, sondern, wie ich vorschlagen möchte, zusammen mit der Natur, das heisst zusammen mit den Dingen, den Tieren und den Pflanzen für Ordnung schauen soll, sind es nicht nur die Menschen, die Macht ausüben, sondern es sind alle Wesen gleichberechtigt. Dies bedeutet, dass Macht nicht mehr als Herrschaft über etwas verstanden werden kann, sondern als Kraft der Ordnung in einer Welt, wo alle Wesen aufeinander angewiesen sind, wo kein Wesen, ob Mensch oder Stein oder Tier, andere versklaven darf. Wie heute noch viele sogenannte «primitive» Völker und auch die Nienetwiler und Nienetwilerinnen dachten und denken, hat jedes Wesen eine «Stimme» und damit ein Recht darauf, «gehört» zu werden. Die Natur darf also nicht von den Menschen beherrscht werden. Wenn einmal Sinn als Ebene emergenter Ordnung erscheint, kann nicht mehr behauptet werden, dass es eine Natur an sich, ohne Menschen und ohne Kultur gibt. Ab diesem Moment braucht die Natur, die Tiere und Pflanzen, uns Menschen genauso, wie wir Menschen sie brauchen. Wenn Mitglieder traditioneller Gesellschaften behaupten, die Erde gehöre nicht den Menschen, sondern die Menschen gehörten der Erde, drücken sie diese Auffassung von Macht aus.

Angesichts der zweiten Unterscheidung zwischen Freund und Feind folgt aus dem Verständnis von Macht als universelles Prinzip der Ordnung, dass Politik nicht mehr auf Basis verschiedener Staaten oder Nationen operieren kann, sondern nur auf universeller oder globaler Basis. Dies ist der Grund, warum ich behaupte, dass die Politik heute nichts zu tun hat. Denn heute und seit jeher ist Politik nur innerhalb der Grenzen von sogenannten Nationalstaaten reali-

Glossar

Medh > *NW*

Alaju-Wort für «in der Mitte zusammenkommen, vermitteln», auch die Zahl 3 und Mittelfinger. *Medh* ist ein Schlüsselwort der Skandi-Gesellschaft, da es das Vermitteln zwischen Mensch/Nichtmensch, insbesondere im Gebrauch von Werkzeugen und dem damit verbundenen Sammeln von Seins- und Zweckmöglichkeiten, ausdrückt.



Das Symbol für *medh*

N

NASA > *WP*

Die NASA (National Aeronautics and Space Administration, deutsch: Nationale Aeronautik- und Raumfahrtbehörde) ist die 1958 gegründete zivile US-Bundesbehörde für Raumfahrt und Flugwissenschaft. Der Hauptsitz befindet sich in Washington, D.C. In den 1950er-Jahren begründete die NASA ein eigenes Labor für Exobiologie, also die Erforschung von Leben ausserhalb der Erde.

Nietzsche, Friedrich > *WP*

Friedrich Wilhelm Nietzsche (1844 in Röcken bis 1900 in Weimar) war ein deutscher klassischer Philologe und Philosoph. Nietzsche, der im Nebenwerk auch Dichtungen und musikalische Kompositionen schuf, sprengte mit seinem

sierbar. Ausserhalb der Nationalstaaten herrscht, wie Hobbes schon sagte, der Krieg von allen gegen alle. Dies führt nicht zur Bewahrung von Frieden oder Sicherheit, ganz im Gegenteil, die Welt von heute ist eine globale Gesellschaft. Wann immer die Politik aus den Interessen eines Nationalstaates versucht, die Weltgesellschaft zu «steuern», verursacht dies nur Chaos und Krieg. Politik handelt nur im «nationalen» Interesse. Die Gesellschaft aber ist global. Politik muss also verschwinden und Formen der globalen Regulierung Platz machen, deren Anfänge wir heute schon sehen in der Vereinten Nationen und anderen global operierenden Regulierungsinstitutionen. Ich gebe zu, dass eine Politik und eine Macht, die nicht auf Basis der Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Natur und Freund und Feind operiert, nicht Politik im üblichen Sinne des Wortes sein kann. Es müssen andere Formen der Legitimation von Macht entstehen, die nicht darauf begründet sind, die Natur und irgendwelche Feinde zu erobern und zu beherrschen. Es muss andere Formen der Ausübung von Macht geben, die viel näher an den Formen des Zusammenlebens sind, die wir aus der Nienetwiler Kultur kennen. Diese Einsicht verdanke ich meinem Vater wie auch Aciel Arbogast, die ihr Leben der Entdeckung und Verbreitung von Nienetwiler Gedankengut widmeten. Wenn Sie nach konkreten Beispielen fragen, dann möchte ich auf Nienetwil und auf die traditionellen Völker, welche Nienetwiler Gedankengut bewahren, verweisen. Wir sollten die Frage stellen: Wie würden die Nienetwilerinnen und Nienetwiler die Probleme der heutigen Welt angehen? Leider steht die Nienetwiler Forschung erst in den Anfängen, aber ich möchte mit meinen Beiträgen versuchen, das Interesse an Nienetwil wach zu halten und Menschen für Möglichkeiten, die schon lange in Vergessenheit geraten sind, zu sensibilisieren.

Notiz des Herausgebers: An diesem Punkt unterbrach Miribal die Diskussion und erklärte das Buffet für eröffnet. Miribal wäre nicht die ausgezeichnete Gastgeberin gewesen, die sie war, wenn sie nicht für das leibliche Wohl ihrer Gäste besorgt gewesen wäre. Ihre Salongespräche waren bekannt für die Leckerbissen, die sie liebevoll und mit viel Können selbst zubereitete. Man könnte sogar meinen, dass einige Gäste nur wegen dieser Köstlichkeiten gekommen waren, wobei die lebhaften informellen Diskussionen, die um das Buffet herum stundenlang geführt wurden, dieser Vermutung widersprechen würden. Auf jeden Fall könnte ich kaum die vielen Gespräche und Debatten, die den Rest des Nachmittags füllten, niederschreiben. Ich erinnere mich aber, dass Amot mir bei einem Treffen einige Wochen später an der Universität sagte, er sei tief beeindruckt gewesen, wie solche Wissenschaftler wie Heinz von Foerster, Humberto Maturana und Ernst von Glasersfeld seine Ideen ernst genommen haben. Dies war er nicht gewohnt von dem wissenschaftlichen Etablisement, da die Publikation seiner Schriften immer wieder mit fadenscheinige Ausreden von Verlegern abgelehnt wurde. Soweit ich mich erinnern kann, war dies das einzige Mal, dass Amot sich positiv über die Wissenschaft und Wissenschaftler äusserte.

Glossar

eigenwilligen Stil bis dahin gängige Muster und liess sich kaum einer klassischen Disziplin zuordnen.

Nussquammer Amot sen. > *NW*

1860 bis 1952, war ein Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er heiratete 1940 Miribal Ciséan. Er ist der Vater von Amot Nussquammer jun. und Jennifer Martine Watts-Nussquammer.

Nussquammer Amot jun. > *NW*

Amot Xavier Martinez Ignacio Nussquammer, 4. Januar 1941 in Chicago bis 2011 in Buenos Aires, war ein Religionswissenschaftler und Samba-Lehrer. Er ist der Sohn von Amot Nussquammer sen. und Miribal Ciséan sowie der Bruder von Jennifer Martine Watts. Er studierte in Chicago bei Mircea Eliade Religionswissenschaften. Nach dem Tod seiner Mutter 1981 wanderte er mit seiner Frau Deisiane Shayene Faria Nussquammer nach Argentinien und später nach Brasilien aus, wo das Paar bis zu Nussquammers Tod 2011 zusammen eine Samba-Schule führte.



Porträt des Amot Nussquammer jun., gemalt von Aciel Arbogast II, 1988 in Argentinien. Der junge Arbogast war zu diesem Zeitpunkt 20 Jahre alt, Amot 47.

Wie *odo* und *teneak* das Rechnen erfanden

Eine Skandaj-Geschichte, notiert von Nomis Arbogast 1964

Nomis Arbogast Im Frühling 1964 begleitete ich meine Mutter auf eine Reise in die Region um Tan Tan [Südwest-Marokko; Anm. d. Hrsg.], um dort Skandaj für die Vorbereitungen des *ta-tscha-ue-medh* [Treffen der 42 Stämme; Anm. d. Hrsg.] von 1965 zu treffen.

Eines Abends spazierte ich etwas durch die Wüste, und als ich zurück und an einem Zelt vorbeikam, hörte ich, wie eine Frau Kindern eine Geschichte erzählte. Natürlich konnte ich nicht anders und hörte mir die Geschichte an. Später im Zelt kramte ich dann meinen Notizblock hervor und schrieb alles auf.

Ich dachte mir, dass die Geschichte zu dieser Ausgabe über Macht etwas beitragen könnte, denn sie macht uns – wenn auch auf eine etwas andere Art – bewusst, dass eben auch Wissen Macht ist und die Rechnerei, so sehr wir sie vielleicht in der Schule gehasst haben, uns die Macht gibt, nicht übers Ohr gehauen zu werden. Und, natürlich, sie gibt einen klitzekleinen Einblick in die Mentalität der Skandaj, die sich ja mit der von David Krieger geschriebenen Nienetwiler Gesellschaftstheorie wunderbar deckt.

Es war einmal vor langer Zeit, da kamen die Stämme zusammen, denn etwas Seltsames hatte sich ereignet. *Teneak* vom Stamm der *petientlango* sass vor seinem *waitipi* und betrachtete einen Haufen mit Steinen. Er rührte sich kaum und starrte nur das Geröll aus dem Bach an.

Alle wunderten sich schon, da rief er plötzlich einen Burschen namens *tekbe* zu sich und sagte zu ihm: «Sieh, ich habe hier Steine. Teile diese Steine gerecht zwischen mir und dir auf!»

Der junge Mann nahm die Steine und legte je einen Stein zu sich und einen Stein zu *teneak*, bis zuletzt nur noch einer übrig war. «Es ist noch ein Stein, dem einer zum Aufteilen fehlt», sagte *tekbe*. «Ja, das sehe ich, es ist nicht so schlimm, du kannst die Steine nun zwischen mir, deiner Schwester *odo* und mir aufteilen.» *tekbe* rief *odo* und verteilte nun die Steine auf drei Haufen. Doch siehe da, als er fertig war, waren noch zwei Steine übrig. «Das verstehe ich nicht»,

sagte *tekbe* und schüttelte den Kopf. «So hole noch deinen Bruder *akka* und teile die Steine wieder gerecht.» So rief *tekbe* auch seinen Bruder und verteilte die Steine nun auf vier Haufen. Doch als er fertig war, lagen da noch drei Steine!

Teneak sah *tekbe* an und fragte: «Was hast du getan, *tekbe*? Nun hat jeder weniger Steine und doch hat es noch welche übrig!» *tekbe* schaute verwirrt und wusste nicht, wie ihm geschah. «Ich habe nichts falsch gemacht!», gab er betroffen zurück.

Teneak lachte und sagte: «Nein, du hast alles richtig gemacht. Ich habe soeben erkannt, dass es Dinge gibt, die man nicht aufteilen kann. Ich kann aber in meinem Kopf nicht verstehen, wie viele Leute wir sein müssten, damit es aufgeht, oder wie viele Steine bei einer gewissen Anzahl Leuten notwendig wären. Ich kann mit meinen beiden Händen einfach nicht alles aufzeigen!»

Da streckte *odo* ihre Hand hoch und lachte: «Sieh, *teneak*, ich glaube, dass das dir helfen könnte!» «Was? Du meinst deine Hand?» «Nicht nur meine – du brauchst viele Hände. Viele, viele!» «Ach, und wo soll ich die Hände hernehmen?»

Da nahm *odo* einen Stock und zeichnete einen Bogen in den Sand und machte fünf Striche drauf. «Hier hast du deine Hand, *teneak*, und von denen kannst du zeichnen, so viele du brauchst.»

Teneak sah es sich an und sah seine Hände an. So sass er, bis die anderen gingen, und noch weit danach sass er so.

Erst in der Nacht jauchzte er, lief zum Zelt von *odo* und rief: «*odo*, komm, du musst mir helfen!»

Und so sassen er und *odo* viele Tage und Nächte zusammen und assen kaum und flüsterten viel und alle wunderten sich, was da in den Sand gezeichnet wurde.

Nach vielen Tagen riefen sie den ganzen Stamm zusammen und *teneak* sagte: «Leute, *odo* und ich haben ein System erfunden, das uns hilft, die Menge von Dingen aufzuschreiben. Und nicht nur das: Wir können

Dinge zu anderen Dingen fügen, und das nur mit Zeichen im Sand.»

Niemand verstand auch nur das Gerings-te von dem Geschwafel. «Sag, *teneak*, hast du wieder von den Blüten geraucht? Was erzählst du da für einen Unsinn?»

«Seht», sagte *odo*, «wenn jemand etwas gerecht unter anderen aufteilen möchte, so hilft dieses System aus Zeichen uns, genau zu sagen, welche Menge ein jeder bekommen soll.»

«Ja, das ist sicher interessant», sagte *sabel*, die Älteste des «Herdes», «aber welchen Nutzen soll das haben? Wenn wir etwas aufteilen, dann tun wir das immer so, dass zuletzt alle glücklich sind. Was müssen wir dafür deine Zeichen zu Rate nehmen?»

odo und *teneak* sahen sich an. «Du hast recht, *sabel*, wir haben etwas erfunden, das wir gar nicht gebrauchen können!»

«Nicht ganz – die Zeichen für die Mengen könnten wir vielleicht noch brauchen. Bewahrt aber das Wissen um diese Teilsache, denn wer weiss, was die Tage noch bringen!», erwiderte die alte Frau und zog sich wieder in den Schatten ihres Zelts zurück.

Und so kam es, dass *odo* und *teneak* zwar die Zahlen und das Rechnen erfunden hatten, es aber noch tausend Jahre dauerte, bis man das Wissen wieder hervorkramte und anwendete.

Dann aber war es wichtig, denn wie ihr ja alle wisst, bedeutet das Wissen um die Zahlen und das Rechnen Macht, und dieser Macht bedurften die Skandaj, als viel später Menschen sich sesshaft machten, Städte bauten und Handel trieben. Diese erfanden ihre eigene Art zu rechnen und hätten uns sicher übervorteilt, hätten wir es nicht gekannt.

Und nun geht schlafen und träumt von *odo* und *teneak* und was für kluge Köpfe sie doch waren!

Notiz Nomis Thieder Arbogast, Tan Tan,
16. Mai 1964

Omushkegowuk > WP

Auch Mushkegowuk, ist eine Cree-Bezeichnung für die in der Region der Hudson Bay bis nach Saskatchewan lebenden Cree-Indianer. Im englischen auch «Swampy Cree» genannt.

P

Petientlango > NW

Stamm aus dem Volk der Skandaj. Der Name bedeutet «Wüstenwanderer». Vor der islamisierung wanderten die Petientlango in kleineren Gruppen von der Westsahara bis in die Mongolei. Nach dem 7. Jahrhundert wurden sie teilweise von Christen, teilweise von Muslimen verfolgt, sodass sie sich immer weiter zurückzogen. Nach der Gründung der Sowjetunion und der Volksrepublik China lebten zwischen der Westsahara und der Wüste Gobi ca. 7000 Petientlango. Heute beschränkt sich ihr Gebiet auf das Dreieck zwischen Tiznit in Marokko, Tindouf in Algerien und El Aaiun in der Westsahara.



Glasplatten-Dia um 1890 des Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Dia Nr. 50. Es trägt die Handaufschrift: «Biskra . Sand-Dünen Skandai Buben». Es erstaunt, dass der Fotograf «Skandai-Buben» geschrieben hat. Offenbar unterhielt er sich mit ihnen, sonst hätte er wohl den nomadischen Begriff «Pa'at Etnlaan, verwendet.

Alaju

Die Wörter *tu*, *katatehe* und *home*

tu

Bedeutung

für, zu, um (um zu), eine sinnstiftende Handlung, etwas erreichen können, ein Sammeln.

Die deutsche Übersetzung «für» wird dem Alaju-Wort nicht gerecht, denn *tu* kann, wie etwa *gadho* (sammeln) oder *medh* (Versammlung/vermitteln) zu den Schlüsselwörtern in der Nienetwiler Kultur gezählt werden.

«Ich tue das für dich» (*epat tu je*) bedeutet nicht einfach, wie in der deutschen Sprache, dass ich etwas für jemanden («dich») mache, sondern es bezieht das gesamte Handeln auf einen Handlungskreis, also auf alle Akteure. Auch das Tun ist ein Sammeln und wird nicht von einem, sondern von allen an der Sammlung Beteiligten gemacht.

Ein Handeln entgegen dem, was als *kata-tehe* (passend, gut) bezeichnet wird, wird *weskand* (Hand, die Schmerz verursacht) genannt, als eine Ausübung von Macht, die nicht sinnstiftend ist, die nicht gut, also schlechtes Sammeln ist.

Verzeichnisnummer

AL02146

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm: *tu-

Ch'apis

||ʔ

katatehe

Bedeutung

passen; passend sein, zueinander finden, eine Verbindung eingehen, die aus den Menschen oder Dingen, die sich verbinden, mehr entstehen lässt bzw. die gesamte Sammlung betrifft und diese potenziert.

Das Wort wird manchmal fälschlicherweise mit «gut» übersetzt. Gut, ahd. *guot*, also passend, hatte zwar in früherer Zeit eine ähnliche Bedeutung wie *katatehe*, glich sich in der Bedeutung jedoch mehr und mehr dem lateinischen *bonus* an und führt nun eine Ein- und Ausschliesslichkeit mit sich, die in der Nienetwiler Kultur und Gesellschaft nicht vorkommt.

Für das Wort «gut» im Sinn von lecker, fein usw. wird das Wort *gudi* (aus ahd. *guot*) oder *jo* verwendet.

Verzeichnisnummer

AL0196

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm: *ka- = sich austauschen/kommunizieren. *ta- = zu/hin, *he- werden/wird sein.

Ch'apis

ᵐᵐᵐᵐᵐᵐᵐᵐ

home

Bedeutung

Der Begriff kann nicht einfach ins Deutsche übersetzt werden.

Das Wort setzt sich aus *hom* = alles/nichts/Null und *ei(a)* = Zeit, Kausalität, Verbindung zwischen Raum und Zeit, Moment des Verstehens, zusammen und bedeutet in etwa das, was das Sammeln ermöglicht und somit alles im Universum möglicherweise sinnvoll macht.

Es ist das, was ermöglicht, dass alles im Universum – Materie, Nichtmaterie, Ereignisse usw. – miteinander verbunden werden kann, und ebenso alle jemals möglichen Aspekte eines Seins, Nichtseins oder Ereignisses. Allerdings kann sich jeder Aspekt davon als Ereignis – im Sinn eines Zusammen-

gehens von Materie und Materie, Materie und Nichtmaterie, Nichtmaterie und Nichtmaterie sowie all diesen – und Sinn manifestieren. Kurz: Es ist das, was Natur, Handlung und Erkenntnis, Leben und Niemals-Werden verbindet. Der Begriff ist in keiner Weise religiös besetzt.

Man könnte *home* auch das nennen, was wir als Macht bezeichnen, jedoch nicht als eine hierarchische Gesellschaftsordnung, wie das in der heutigen Zeit gesehen wird, sondern als gemeinsame Ordnung und das Zusammenleben aller Dinge, das durch das Sammeln von sich gegenseitig beeinflussenden Möglichkeiten ausgedrückt wird.

Ebenso gut könnte man den Begriff aber auch mit dem deutschen Wort «Sinn» erklären, also etwas, das Sinn verleiht oder bzw. etwas, dem immer Sinn inne sein muss, weil es sonst nicht *home* ist.

Trivia

«Dass aus einem Haufen grauen Puddings die Idee für ein Lied, einen Tisch, eine Liebeserklärung kommen kann, ist mehr als nur das Funktionieren von Gehirnströmen. Es ist das, was diesen Hirnströmen Sinn und Leben gibt. Es ist das, was wir *home* nennen.» d’Aciel Arbogast zu Miribal Ciséan, 13. September 1937

Dass sich für manche das Wort *home* wie das englische Wort home (Heim) liest, ist Zufall. Tatsächlich wird das o eher wie in Ohm betont.

Verzeichnisnummer

AL0259

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm *o-

Ch’apis

⸗⸖⸗⸗

Glossar

Platon > WP

Platon (428/427 v. u. Z. in Athen oder Aigina bis 348/347 v. u. Z. in Athen) war ein antiker griechischer Philosoph und bis heute einer der einflussreichsten Persönlichkeiten der Geschichte der Philosophie.

Plinius der Ältere > WP

Gaius Plinius Secundus Maior, auch Plinius der Ältere (23 oder 24 in Novum Comum, heute Como bis 79 in Stabiae am Golf von Neapel), war ein römischer Gelehrter, Offizier und Verwaltungsbeamter, der vor allem durch die «Naturalis historia», ein enzyklopädisches Werk zur Naturkunde, Bedeutung erlangt hat. Er starb während des grossen Vesuvausbruchs im Alter von etwa 55 Jahren an den Folgen eines Herzinfarkts oder einer Rauchvergiftung, als er mit Schiffen Flüchtlinge retten wollte.

Pompeji > WP

Pompeji war eine antike Stadt in Kampanien am Golf von Neapel, die wie Herculaneum, Stabiae und Oplontis beim Ausbruch des Vesuvs im Jahr 79 verschüttet wurde, unter der Vulkanasche aber weitgehend konserviert blieb. Dies ist auch der Grund, weshalb die Ruinen seit ihrer Wiederentdeckung im 18. Jahrhundert zu den wichtigsten Orten für die Archäologie der Antike gehört.

Prigogine, Ilya > WP

Ilya Prigogine (russisch Il’ja Romanovič Prigožin), 1917 in Moskau bis 2003 in Brüssel) war ein russisch-belgischer Physikochemiker, Philosoph und Nobelpreisträger. Prigogines Arbeiten über dissipative Strukturen, Selbstorganisation und Irreversibilität haben einen nachhaltigen Einfluss ausgeübt. Prigogines Forschungen als Chemiker konzentrierten sich auf den Bereich der Thermodynamik. Die Gesetze der statistischen Mechanik von Boltzmann beschreiben die Zunahme der Entropie in geschlossenen Systemen (mikroskopische Beschreibung des Zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik). Damit können zwar viele physikalische Phänomene erklärt werden, nicht aber das Zustandekommen von komplexeren, stabilen Strukturen in Nichtgleichgewichtssys-

Die Funde in den Häusern 6 und 7 in Pompeji

Diplomatie und Machtverständnis in der Nienetwiler Kultur

Nomis Arbogast In den 1930er-Jahren wurde in Pompeji am hintersten Ende der «Via di Nola», gleich vor der «Porta di Nola», das sogenannte «hospitium viatores» oder auch «Herberge der Wanderer» (offiziell: Regio III Insula 12, Haus 6/7 – RIII.12.6 + 7) teilweise freigelegt. Die Grabungsarbeiten, an dieser Stelle angeregt durch d’Aciel Arbogast, wurden jedoch wegen Streitigkeiten um die Wichtigkeit des Hauses beendet und Arbogast der weitere Zugang zu Pompeji versagt.

Aufgrund eines Erdeinbruchs an der nordöstlichen Ecke, die wohl wegen Erdarbeiten an der nahe gelegenen Bahnstrecke ausgelöst wurden, musste 2020 eine Notgrabung eingeleitet werden. Unter der Leitung des Archäologen Teodoro Sassio wurde von der Via di Nola bis zu der Stelle des Erdeinbruchs ein Schnitt von 2 Metern Breite ergraben. Um die Sicherungsmassnahmen gut durchführen zu können, mussten zudem die Räume 7.2 und 7.5 vollständig freigeräumt und die Mauer hinterfangen werden. Das Gebäude zeigte sich leider in einem relativ schlechten Zustand, da die Aussenwand von Raum 7.5 ganz und von dem daneben liegenden Raum 7.3 teilweise eingebrochen war. Dies war wohl noch zur Zeit der Vesuv-Katastrophe und unter dem Druck der auf dem Dach lastenden Asche geschehen.

Dennoch konnten in den Räumen interessante Funde gesichert werden. Am nördlichen Türsturz wurde in Latein UND Alaju der Satz «salvete viatores» respektive «aju tawait» – also in etwa «Willkommen Wanderer» – entdeckt. Im Gebäude selbst wurden 71 Gegenstände freigelegt.

Wir wollen uns an dieser Stelle, obwohl es äusserst spannend wäre, nicht mit allen Funden und Befunden beschäftigen, sondern greifen vier heraus, die uns im Zusammenhang mit der Nienetwiler Forschung als besonders wichtig erscheinen. Der gesamte Grabungsbericht wird übrigens vor-

aussichtlich 2023 publiziert werden. Ebenso mögen sich jene, die an Pompeji interessiert sind, in die entsprechende Literatur einlesen; uns fehlt hier der notwendige Platz dafür.

Sozusagen die «Hauptattraktion» ist natürlich die in der nordwestlichen Nische gefundene, fast vollständig erhalten gebliebene Ton-Büste. Sie zeigt möglicherweise, wie es damals teils Sitte war, den Hausherrn, dessen Name allerdings nicht überliefert ist.

Nebst der Büste wurden auch Fragmente von Alaju-Wörtern in Ch’apis-Schrift auf Bleiblechtäfelchen, mehr aber noch auf Birkenrinde gefunden.

Die Büste

Die lebensgrosse Büste (Fundnummer R-III.Ins-12.C-6.N91’859 – Bild siehe Anhang) wurde in Ton und hohl gefertigt und zeigt einen erwachsenen Mann. Wahrscheinlich durch die Hitzeeinwirkung bei der Zerstörung Pompejis durch den Ausbruch des Vesuvs ist die Deckschicht mit der Farbfassung des Gesichts zu grossen Teilen abgeplatzt. Allerdings sind noch Reste vorhanden und so ist auch die Farbgebung noch relativ gut auszumachen. Die Büste zeigt einen Mann mittleren Alters mit Oberlippen- und Kinnbart. Das Kopfhaar fehlt und ist entweder erodiert oder der Mann wurde mit Glatze dargestellt.

In die Unterseite wurden die Zeichen für Kopf, Mensch und Mund geritzt, was auf die Initialen SMI deuten könnte.

Da wir davon ausgehen, dass das Haus 6/7 tatsächlich ein «hospitium», also eine Herberge für Skandaj war, könnte es sein, dass es sich bei der Büste um die älteste bis heute bekannte Darstellung eines Skandaj handelt.

Schriftstücke

Eines der Bleitafelchen (Fundnummer R-III.Ins-12.C-7.N91'874), das in Haus 7 gefunden wurde, trug folgende Aufschrift:

*Atilius Crescens
Ms (mitto salvete?)
ciconiae ad lacum occ (occidentalem?) Tacape
hieme volant
etor*

Die Schrift konnte mittels eines Röntgenverfahrens sichtbar gemacht werden. Das schlechte Latein und der Name etor lassen darauf schliessen, dass die Nachricht von einem Skandaj stammt und an den Römer Atilius Crescens gerichtet war (dieser war ein Freund von Plinius dem Älteren).

D'Aciel Arbogast schreibt in seinen Aufzeichnungen von 1931: «Unsere Überlieferung [bzgl. des Hauses RIII.12.6, Anm. Hrsg.] lässt hier keinen Spielraum für Mutmassungen. Wir wissen, dass wir [mit «wir» meint er die Skandaj, Anm. Hrsg.] an dieser Stelle ein Haus betrieben haben, in welchem Skandaj nicht nur auf ihren Reisen Rast einlegen konnten, sondern es diente ebenso für allerlei Versammlungen, unter anderem auch mit Zugehörigen der römischen Oberschicht, die sich immer wieder gerne in Pompeji blicken liessen. Anders als im «politischen» Rom waren diese in Pompeji entspannter und Gespräche daher wesentlich einfacher zu führen. Ich verweise dabei gerne auf das Epos «*po wai te nuk*», das die grosse Wanderung des Skandaj *nuk* und seine Vermittlungsversuche zwischen den Skandaj-Stämmen und dem römischen Reich zum Inhalt hat. Ab Strophe 547 heisst es da:

547

Gleich nach dem Tor im Westen
Zur Herzseite (links) findest du
Nach langer Wanderung
Das Haus der Skandaj
Dort erhole dich, nuk, im kühlen Garten

temen. Insbesondere das Vorhandensein von Leben scheint den thermodynamischen Gesetz-



Professor Ilya Prigogine 1977, Nobelpreis für Chemie

mässigkeiten zu widersprechen, weil Organismen Ungleichgewichte wie Konzentrations- und Temperaturunterschiede erhalten und Ordnung aufbauen können, anstatt der Entropiezunahme zu verfallen. Dazu müssen sie einen ständigen Energieumsatz aufrechterhalten.

S

Schrödinger, Erwin > WP

Erwin Rudolf Josef Alexander Schrödinger (1887–1961) war ein österreichischer Physiker und Wissenschaftstheoretiker.

Schrödinger gilt als einer der Begründer der Quantenmechanik und erhielt für die Entdeckung neuer produktiver Formen der Atomtheorie gemeinsam mit Paul Dirac 1933 den Nobelpreis für Physik.

Skantscha > NW

Skantscha ist die Zahlenschrift der Nienetwiler Kultur. Nachdem in vielen Ländern ab dem 16. Jh. und in besonderem Mass am Ende des 19. Jhs. die Unterrichts- bzw. Schulpflicht eingeführt wurde und dieser Zwang meist auch auf die Fahrenden, also auch viele Skandaj, ausgeübt

548

Im Haus der Skandaj wartete nuk
Wartete und schnitzte Vögel
Auf Plinius wartete er
Mit ihm über Dinge zu sprechen
Dass es den Skandaj besser ginge

549

Dreissig Vögel hatte nuk geschnitzt
Alle, die er in Pompeji sah
Als Plinius kam, schenkte er diesem
einen Star aus Olivenholz
mit einer Olive im Schnabel

[Von dieser Strophe ist eine Alaju-Fassung aus dem 1. Jh. n. u. Z. erhalten:

Metscha.puxo.apis.nuk;
Hen.acant.nuk.ul.pompei:
den.Plini.nu,an.den.nuk;
serexo.athek.od.olipu.
nan.oli.ul.akeii: Anm. d. Hrsg.]

Zweitausend Jahre hat sich die Überlieferung gehalten und auch die Wegbeschreibung!>

Auch aus anderen Überlieferungen geht hervor, dass sich verschiedene *ankele* (gewählte Sprecherinnen und Sprecher) in Rom, Baiae oder Pompeij mit Vertretern der römischen Oberschicht, inklusive Abgesandten der Kaiser, trafen. Meist geschah dies, um Rechte für die Skandaj auszuhandeln, denn mit der Ausdehnung des römischen Reiches und der Errichtung des nördlichen und später östlichen Limes sowie dem teilweise verhängten Reiseverbot wurde das Nomadisieren der Skandaj immer stärker eingeschränkt.

Das Konzept der Staatsmacht ist nicht in der Nienetwiler Gesellschaft verankert. Als nomadisierendes Volk gab es keinerlei Notwendigkeit für hierarchische Gesellschaftsstrukturen. Im Gegenteil, der Aufbau jedwelder Machtstruktur, sei es die von Häuptlingen oder anderem, war nie gut gegangen. Im Gegensatz zu nomadischen

Gruppen, die stets beisammenblieben und quasi als Grossfamilie oder fahrende Gemeinde umherzogen, trennten sich die Skandaj immer wieder. Einzelne Individuen oder kleinere oder grössere Gruppen spalteten sich temporär oder auf Dauer von einer Hauptgruppe, die zwischen zwanzig und vierzig Personen betrug, ab.

Wichtiges Wissen musste also in der gesamten Gesellschaft verteilt sein, und die grösseren Gruppen achteten sehr darauf, dass Neuankömmlinge nicht nur schnell mit dem Wissen ihrer Gruppe vertraut gemacht wurden, sondern ebenso schnell ihr Wissen an die Gruppe weitergaben. Wissen auf wenige oder gar Einzelne zu verteilen, kam für die Skandaj nie infrage, da das Risiko, dass diese Person sterben und ihr Wissen mitnehmen würde, viel zu gross war.

Dass nun eine einzige Staatsmacht einen so grossen Teil ihres Lebensraums beherrschte, zwang die Skandaj dazu, Strategien zu entwickeln, die es ihnen erlaubte, ihren Lebens- und Gesellschaftsstil im römischen Reich möglichst unbehelligt weiterzuführen. Hier kam unter anderem die Diplomatie ins Spiel.

Das Haus in Pompeji diente den Skandaj also nicht nur als Herberge, sondern – und das war wohl der wichtigere Teil – als Ort des Austauschs und der Diplomatie. Die im «*po wai te nuk*» geschilderte Begegnung mit Plinius dem Älteren hat sich kurz vor der Zerstörung Pompejis zugetragen. Und *nuk* bittet Plinius nicht nur, in seinen Geschichten nicht von den Skandaj zu schreiben, sondern warnt ihn auch vor einem Ausbruch des Vesuvs.

In Strophe 553 heisst es:

Nur wer einen Namen trägt
Nur wer eine Familie hat
Nur wer ein Haus besitzt
Nur wer Land besitzt
Spürt die Hand Roms

In 554:

Nenne keine Namen
 Und nenne nicht unser Volk
 Was wir einst vereinbarten
 Gelte durch die (Zeit?)
 Wir aber geben dir Wissen

In 557:

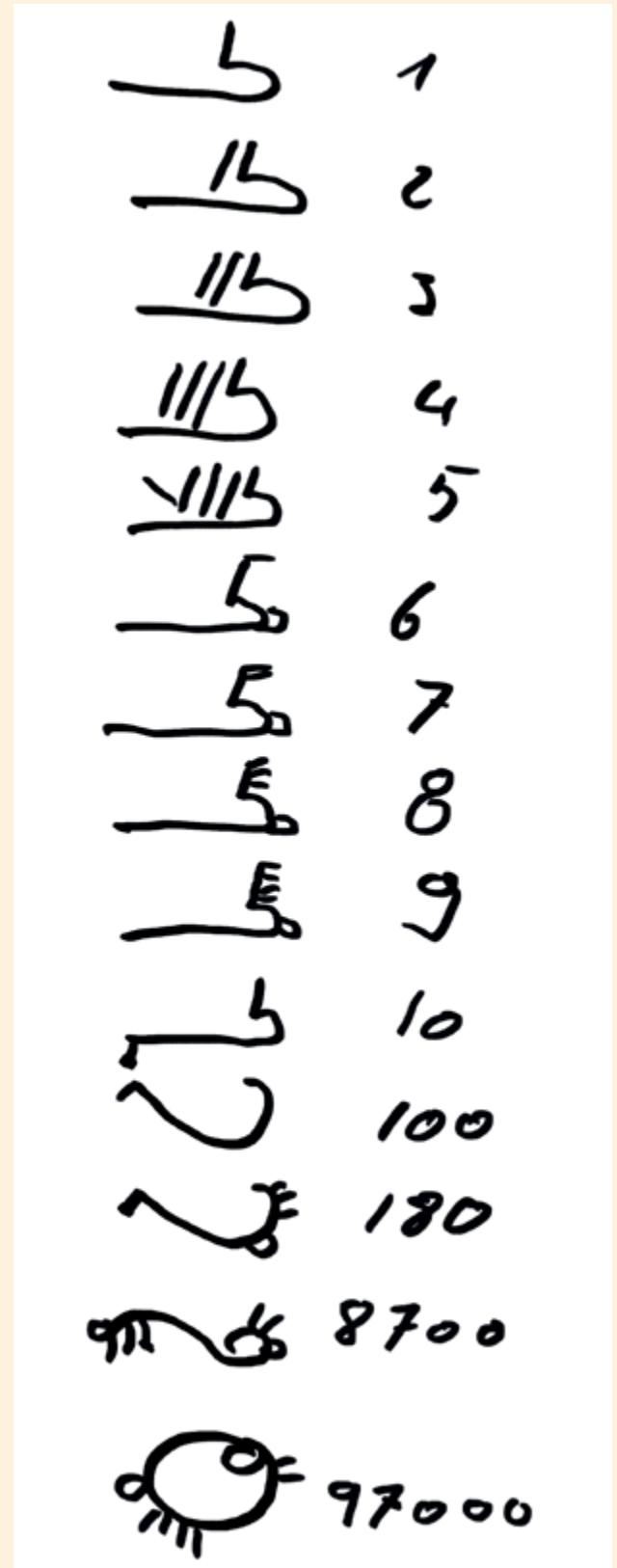
Deine Nachrichten werde ich
 Behütet am Bein
 Bis weit in den Norden
 Zu Taillo tragen
 Auf dass er verstehe

Und in 559:

Nun aber weiser Mann
 Werden wir weiter wandern
 Das Haus und alle Dinge geben wir
 Der Macht des wütenden Vulkans
 Wir aber bleiben frei!

Es war und ist den Skandaj stets wichtig, dass jeder Kontakt zu Sesshaften oder anderen nomadisierenden Stämmen jeweils nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit verlief, das heisst, dass alle Beteiligten einen Nutzen davon hatten. Dies nährte sich aus der Einsicht, dass «gutes» – oder wie es im Alaju heisst: *katatehe* = passendes, also etwas aus einem Zusammenkommen vermehrendes – Sammeln, also *gadho*, stets das Ziel einer Handlung sein sollte. Dass etwas, das zwischen zwei Parteien geschah, diese beiden in ihrem Sein mehrte, ihnen mehr Handlungsmöglichkeiten, mehr Seinsmöglichkeiten gab, musste das Ziel des Sammelns sein, und so gestaltete sich auch die Diplomatie der Skandaj.

Hier kann man auf das oben erwähnte Bleitafelchen mit der Nachricht an Atilius Crescens eingehen. Es handelt sich um die Nachricht, dass die Störche im Winter an den See bei Tacape (heute Gabes in Tunesien, der See existiert heute nicht mehr; die Senke wird Chott el-Jérid genannt) fliegen. Eine Information, die sicherlich für Plinius



Das Skantscha-Zahlensystem

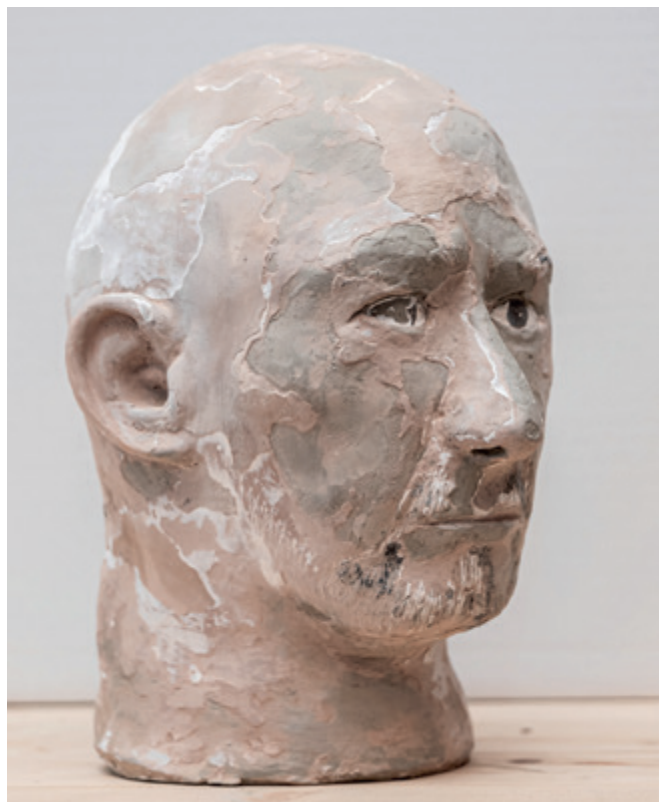
bestimmt war und ihm gewiss gefallen hat. Welche «Gegenleistung» die Skandaj für diese Information bekamen, ist nicht bekannt. Das Lied «*po wai te nuk*» könnte allerdings darauf hindeuten, dass sie weiterhin in seinen Schriften unerwähnt bleiben wollten.

Nebst der «Maxime» der Gegenseitigkeit war und ist noch heute der Begriff *inelasu* = ihn/sie bei sich belassend, wichtig. Er könnte vereinfacht mit Nichteinmischung übersetzt werden. Die Nichteinmischung meint, dass man sich nicht in die Angelegenheiten von anderen einmischt, wenn dies nicht im Sinne eines *medh* (Versammlung) gewünscht ist. Ebenso wie die Skandaj sich nicht in fremde Angelegenheiten mischten, wollten sie auch nicht, dass man sich in die ihren einmischte. Dazu gehörte vor allem, dass man erst gar nicht wusste, dass es sie gab bzw. das Wissen darum nicht weitergab.

Dass sich einzelne Skandaj immer wieder zum Beispiel als Griechen oder Angehörige anderer Völker ausgaben, passt dazu sehr gut.

In diesem Sinn geben die in Pompeji gefundenen Objekte einen kleinen Einblick in das Verständnis von Macht in der Nienetwiler Kultur. Eine im Austausch mit anderen Kulturen gefährliche Gratwanderung, die wohl nur deshalb gelang, weil man sich der Macht, also des Sinn Mehrenden im Sammeln, bewusst war und das eigene Handeln stets ethisch hinterfragte.

Dies muss offensichtlich bei den jeweiligen «Partnern» aus anderen Kulturkreisen auf Respekt gestossen sein, denn es ist nicht anders zu erklären, wieso sich die Nienetwiler Kultur über all die Jahrtausende und in all den seit Uruk gegründeten Reichen sonst hätte behaupten können.



Abbildungen des Fundobjekts R-III.Ins-12.C-6.
N91'859



wurde, verlor die Zahlenschrift zunehmend an Bedeutung.
Das Skantscha-Zählssystem basiert ursprünglich auf dem Zählen mit den Fingern. Später wurde die Hand symbolisch dargestellt und auf den Boden gezeichnet bzw. später auf Trägermaterial geritzt oder gezeichnet. Zudem wurden Zeichen für hundert, tausend, zehn- und hunderttausend hinzugefügt.

U

Uruk > WP

Uruk (sumerisch Unug; biblisch Erech; griechisch-römisch Orchoe, Orchoi), das heutige Warka (arabisch Warkā'), liegt etwa 20 km östlich des Euphrats in der Nähe der antiken Stadt Ur. Im Altertum lag die mesopotamische Stadt direkt am Fluss. Uruk trug früher den Beinamen «die Schafhürde». Die Stadt ist einer der bedeutendsten Fundorte im Zweistromland und ist namensgebend für die Uruk-Zeit (etwa 3500 bis 2800 v. u. Z.).

Uruk ist der Fundort der ersten Schrift. Es war bereits im ausgehenden 4. Jahrtausend v. u. Z. eines der politisch führenden Zentren der sumerischen Frühzeit. Eine zweite grosse Blütephase erlebte Uruk in der hellenistischen Zeit in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung.

W

Waitipi > NW

Skandaj-Begriff für mobile Unterkünfte wie Zelte, Jurten usw. Das Wort setzt sich aus Alaju *wai* für Bein und dem Crow-Wort Tepee für Haus zusammen.

Weidenbaum, Jari > NW

Jari Weidenbaum wurde 1929 in Dortmund geboren und starb 2013 in Washington D.C. Er war ein Biologe und Experte auf dem Fachgebiet Astrobiologie sowie Informatiker auf dem Gebiet der künstlichen Intelligenz. Seine Familie stammte ursprünglich von dem Skandaj-Clan der Widan (ursprünglich *ueta*, Alaju: wo da?) ab, die als Fahrende im zentraleuropäischen Raum ihren Unterhalt mit dem Aufsetzen von Schriftstücken bestritten. Der Name Weidenbaum taucht 1651 im Rodel der Stadt Basel das erste

The Alaju Settlement

Autobiografie von Miribal Ciséan, Teil 3

Was bisher geschah:

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs ver schlägt es die junge Miribal Ciséan nach Paris in ein Kriegshospiz, wo sie einen schwer verletzten Soldaten pflegt. Als dieser stirbt, nimmt seine Mutter, die Besitzerin des Etablissements Scheherazade, Miribal zu sich. Sehr gerührt von der aufopferungsvollen Arbeit Miribals, bietet sie ihr eine Stelle als Assistentin an.

Der «Salon bleu» im Scheherazade ist einer jener Orte in Paris, wo Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik zusammenkommen. Und es ist der Ort, an dem Miribal d'Acíel Arbogast kennenlernt – Universaldilettant und selbsternannter «Goldsucher, Schatzsucher, Scientist, Expeditionist, Archäologist, Kopfgeldjäger, Tierbändiger, und Occultist, allerlei Berg- und See gänger», wie er sich selbst in einem Inserat beschreibt. Durch ihn wird Miribal mit der Nienetwiler Kultur und dem daraus abstammenden Volk der Skandaj vertraut gemacht und beginnt, sich mit der Sprache der Skandaj, dem Alaju, zu beschäftigen. Ihre auch anderweitig breiten Sprachkenntnisse machen sie zu einer gefragten Dolmetscherin im Scheherazade, wo Menschen aus der ganzen Welt zusammenkommen, auch Agenten. Die zunehmende Gefahr, die vom Deutschen Reich ausgeht, durchdringt alles, was in Paris geschieht – auch Miribals Arbeit als Agentin für Winston Churchill, der sie höchstselbst rekrutiert hat.

Die Teile eins und zwei sind in den beiden vorhergehenden CRN publiziert.

Ophelia

September 1936

Acíel kam einen Monat nach dem Anschlag auf Ophelia nach Paris. Das Erste, was er tat, war, mit einem ungeheuer grossen Blumenstrauss bei der kurz zuvor aus dem Hospital entlassenen Ophelia vorzusprechen.

Nach etwa einer Stunde kam er aus sei-

nem Zimmer und zu mir an die Réception, wo ich gerade einige Dinge besprach. Er blieb vor mir stehen und lächelte mich an. «Nun bist du also nicht mehr die Prinzessin.» «Ich werde nie die Königin sein, Acíel, und das ist auch gut so. Wir müssen uns unterhalten. Hast du Zeit?» «Für dich habe ich immer Zeit, Miribal. Gehen wir irgendwohin, wo wir ungestört sind.»

Also fuhren wir mit dem Aufzug zu meiner kleinen Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand, die wir zusammengelegt hatten. Es war ein Wohnzimmer und etwas, das auch ein Schlafzimmer hätte sein können, aber ausser dem Bett erinnerte nichts daran. Ich schämte mich etwas, denn es sah mehr aus wie eine Studierstube und fing langsam an, sich dem Atelier von Acíel anzugleichen.

Seltsamerweise ging ich davon aus, dass er über dasselbe sprechen wollte wie ich, nämlich seine mögliche Vaterschaft, aber als wir uns gesetzt hatten, kam er gleich zur Sache: «Ich habe bereits vor drei Tagen, gleich als ich das mit Ophelia erfuhr, ein Telegramm nach London geschickt. Du bist raus aus der Sache!» «Welche Sache?», fragte ich, denn ich hatte ja ein gänzlich anderes Thema im Kopf. «Deine Tätigkeit als Informantin natürlich. Es ist zu gefährlich. Ich habe London mitgeteilt, dass sie auf deine Dienste verzichten müssen und das den Profis überlassen sollen.»

«Habe ich dabei nichts mitzureden?»

«Nein, Miribal, in diesem Fall nicht. Ich habe dich da reingezogen und ich nehme dich auch wieder raus.»

«Kaum bist du Vater, da fängt die Bevormundung schon an!», platzte es aus mir heraus.

«Was redest du da?»

«Ich ... Meine Mutter ist gestorben.»

«Ich habe davon gehört. Es tut mir sehr leid.»

«Es wird dir noch mehr leidtun, wenn ich dir erzählt habe, weswegen ich dich hergebeten habe.»

Ich weiss nicht weshalb, aber ich war plötz-

lich wütend und Zorn und Trauer und was weiss ich was für Gefühle wallten in mir hoch wie überkochende Milch. Tränen schossen mir in die Augen und meine Hände fingen an zu zittern.

«Miribal, was ist denn mit dir?», fragte er erschrocken.

«Kannst du dich erinnern, wo du im Mai 1901 gewesen bist?»

«1901? Miribal, das ist eine Ewigkeit her. Lass mich überlegen ... Ich war in Wien, aber erst Ende Juli. Davor war ich wohl in Reims bei den Ausgrabungen. Aber weshalb fragst du das?»

«Hast du dir auf dem Weg nach Paris Essen und Unterkunft mit Singen und Geschichtenerzählen verdient?»

«Ja, aber wieso weisst du das?»

Ich konnte ihm nicht mehr antworten, denn ich rutschte von der Kante des Sessels, auf dem ich gesessen hatte, und fiel ohnmächtig zu Boden. Es war wohl alles etwas viel für mich, und eine Ohnmacht schien meinem Körper wohl gerade die richtige Lösung zu sein.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich auf meinem Diwan und Aciel sass neben mir.

«Miribal, hast du mir etwas zu sagen?»

Ich lächelte ihn schüchtern und traurig an. «Auf dem Tisch in meinem Schlafzimmer liegt ein brauner Umschlag. Mach ihn auf und lies ihn, aber bevor du das tust, möchte ich dir das hier zeigen.»

Ich knöpfte den obersten Knopf meiner Bluse auf, holte die kleine Kette hervor, streifte sie mir über den Kopf und streckte sie ihm entgegen.

Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, sah ich ihn sprachlos. Er sah mich mit grossen Augen an, stand auf und holte den Brief. Er las ihn mitten im Wohnzimmer stehend. Als er fertig war, kniete er sich neben mich auf den Boden und gab mir einen Kuss auf die Wange.

«Das alles ist wahr. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Ich wusste immer, dass dich ir-

Mal auf, wo die Familie ab 1620 ein Haus besass. Im 18. Jahrhundert liess sich ein Teil der Familie um Dortmund nieder und änderte ihren Namen auf Weidenbaum, wohl um sich einen jüdischen Namen zu geben, der ihnen verschiedene Geschäfte ermöglichte. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierte die Familie nach Madison in Wisconsin USA. Jari studierte unter Joshua Lederberg Biologie, machte jedoch bereits früh mit dessen Frau Esther Bekanntschaft, die ihn für die Genetik begeisterte. 1957 ging er mit Lederberg als Assistent zur NASA und half dort beim Aufbau eines Labors für Exobiologie (heute Astrobiologie), das 1969 als separate Forschungsstelle der NASA grosse Aufmerksamkeit erregte. Zwei Jahre zuvor promovierte er mit der Arbeit «Die Exobiologie als Gedankenmodell moderner Verwaltungsstrukturen unter Einbezug der Erkenntnisse der Forschungen der künstlichen Intelligenz». Seine These über den Aufbau einer künstlichen Intelligenz nicht als Konstrukt des Menschen, sondern als ein sich über Evolution selbst erschaffendes System verlief weitgehend im Sand, traf aber bei der damaligen Forschungsgemeinde im Bereich künstliche Intelligenz auf grosses Interesse. Ab 1983 verlegte er seine Forschung auf mögliche kristalline Lebensformen beziehungsweise darauf, wie in solchen durch elektromagnetische Spannungen selbstordnende Systeme entstehen könnten.

Wiener, Norbert > WP

Norbert Wiener (1894 in Columbia bis 1964 in Stockholm) war ein amerikanischer Mathematiker und Philosoph. Er ist als Begründer der Kybernetik bekannt, ein Ausdruck, den er in seinem Werk «Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine» (1948) prägte. Er schuf damit die wissenschaftliche und mathematische Basis für die Kontrolltheorie und Regelungstechnik zur Berechnung der Dynamik und Stabilität von rückgekoppelten Systemen und beschrieb deren Analogien zum menschlichen Gehirn (aufgrund der Rückkopplung durch Sinnesorgane) und zu sozialen Organisationen (aufgrund der Rückkopplung durch Kommunikation und Beobachtung).

gendetwas mit den Skandaj verbindet. Kein Mensch heisst sonst Miribal. Aber das – das hatte ich natürlich nicht geahnt. Nun, da ich es weiss, ist dies der glücklichste Augenblick in meinem Leben!»

All das ist wirklich so geschehen. Ich weiss, es hört sich an wie aus «Days of Our Lives», aber das kann ich nicht ändern. Mein Leben verlief bis zu diesem Tag ja auch so. Nicht immer natürlich, sonst würde ich hier an einer zwanzigteiligen Roman-Reihe schreiben, aber doch immer wieder. Nun bin ich eigentlich kein romantischer Mensch und dem Kitsch bin ich ganz und gar abgeneigt, aber wenn der Mond über Paris aufgeht und den Eiffelturm in silbernes Licht taucht, soll ich mich dann prügeln, dass mir nicht ein Ah! oder Oh! über die Lippen kommt?

Wie auch immer. Es versteht sich von selbst, dass das ein einschneidender Moment in meinem und Aciels Leben war. Doch die Welt wollte uns nicht die Ruhe gönnen, dass wir uns damit beschäftigen konnten. Ophelia war seit dem Anschlag sehr geschwächt. Sie sass im Café unter den Bäumen und schaute den Passanten nach. Sie hatte auch keine Lust mehr, sich zu frisieren und all das, und als Aciel sie an einem sehr warmen und schönen Herbsttag in einem kleinen Park bei uns in der Nähe zeichnete, da war sie kaum wiederzuerkennen. Nur ihr manchmal etwas süffisantes Lächeln und die wachen Augen waren geblieben.

In Spanien wütete ein Bürgerkrieg und schwemmte Abertausende Spanier nach Paris. Sehr zum Unwillen der Nationalisten, die sie, wie Franco, lieber erschossen hätten.

Unsere Forschungen an der Herkunft des Alaju lag ebenso brach wie meine eigenen Versuche, dieser Sprache näherzukommen. Und so ging das Jahr 1936 in einer fast schon schwülen Dezembarnacht zu Ende. Und ich

hatte eine Mutter verloren, eine andere fast verloren, und einen Vater gewonnen.

Ab Mitte Januar 1937 ging es Ophelia merklich schlechter. Der Arzt sagte, dass eine innere Verletzung wieder aufgebrochen sei. Ich war jeden Tag im Hospital, wohin sie wieder verlegt worden war, und schaute zu ihr.

Ophelia starb am 3. Februar 1937 um 14.04 Uhr. Ich war bei ihr und hielt ihr die Hand. All das Leben, dachte ich mir. Siebenundsiebzig Jahre hatte sie das Leben mit offenen Armen umfassen und mit Lust an ihre Brust gedrückt. Und nun war es dahin. Ich sah in ihr friedliches verrunzeltes Gesicht und dachte an den Tag zurück, als sie im Hospiz Sainte mère d'espérance ihren Sohn Frederic besuchen kam. Es kam mir vor wie gestern, und doch lag ein halbes Leben zwischen jenen beiden Tagen. Was aus mir geworden wäre, wenn sie nicht gewesen wäre? Was wäre aus mir geworden?

«*Inaube koi wigg*» (Du hättest deinen Weg gefunden), sagte Aciel hinter mir. Er war eben erst eingetreten und ich hatte ihn nicht gehört. «*Naube koi?*» (Hätte gefunden?), antwortete ich. Ich war mir nicht sicher, ob ich tatsächlich meinen Weg gefunden hätte.

«*Sum wigg akoi je*» (Mancher Weg findet dich), sagte er. «*Aj, sum*» (Ja, mancher), antwortete ich.

Es gäbe so viel, was ich über Ophelia erzählen könnte, dass dies gewiss drei Bände füllen würde. Und es wäre mit Sicherheit ein Renner in den Buchhandlungen. Doch in diesem Buch geht es nicht um uns Menschen, es geht um einen roten Faden, den wir zu erhaschen und uns daran festzuklammern suchen.

Die Beerdigung fand drei Tage später, an einem Samstag, auf dem Cimetière de Passy statt. Es war fast irgendetwas zwischen Staatstrauertag und 14 juillet. Wirklich alle,

die etwas auf sich hielten, kamen. Und ihre Freundinnen und Freunde, die manchmal zu wenig, manchmal zu viel von sich hielten, kamen auch. Es waren mehr als achthundert Leute. Da wir nur drei Tage Zeit hatten, die Begräbnisfeier vorzubereiten, herrschten im Scheherazade Zustände wie an einer Kriegsfront. Während hier und dort Befehle gebrüllt wurden, wischte man andernorts Tränen weg und tat, was getan werden musste. Die Feier war nur für geladene Gäste, anders wäre es gar nicht gegangen. Aber auch so hielt sich fast niemand daran, ob er oder sie eingeladen worden war. Das Volk strömte nach der Beerdigung wie eine Woge auf das Scheherazade zu. Zum Glück waren nur drei der «Gallier» wegen des Totschlags an den beiden Attentätern festgenommen worden. Die anderen drei standen vor dem Eingangsportal und machten «auf dicke Hose», wie die jungen Leute heute sagen.

Als spät nachts nur noch wenige unserer Freunde da waren, stimmte Aciel eines seiner Lieder an und uns allen lief es kalt den Rücken hinunter. Und wieder einmal beobachtete ich, dass man, obwohl man kein Wort kannte, das er sprach, dennoch fast jedes Wort, zumindest aber den Sinn des Gesungenen, verstand.

Heute ist mir bewusst, dass der egalitäre Gedanke, der in allem, was die Skandaj tun, dermassen in ihnen verankert ist, dass selbst die Sprache darauf angelegt ist, dass möglichst alle gleichermassen Anteil daran haben können.

Arbogast, der Maler

Aciel Arbogast, auch d'Acuel Arbogast, Skandaj, Nienetwiler und mein Vater. Es wird Zeit, dass ich über ihn schreibe.

Aciel ist kein grosser, starker Mann, er ist etwa gleich gross wie ich, hat eine markante Nase, ein Bäuchlein und graues Haar. Sein Gesicht ist wie der Himmel der Bretag-

X

Xosori > NW

Xosori (ca. 1888–1979) war eine *pochi*-Skandaj, die insbesondere über ihre Geschichten und Lieder ihrer langen und weiten Reise nach Europa, Asien, Afrika, Süd- und Nordamerika bekannt wurde.

Der Skandaj-Name *xori* bedeutet in etwa Vogelzunge oder fliegende Zunge.

Xosori war eine *pochi ankele*, also gewählte Sprecherin des viele Seen-Stammes, der bis ins 19. Jahrhundert im Gebiet zwischen Mannhatta (New York/USA) und Tuktuyaaqtuuq (Tuktoyaktuk/Kanada) siedelte und sich dann grösstenteils auf die Gebiete um den Dubawni Lake in Kanada verteilten. Ihr Geburtsdatum ist nicht bekannt. Nach eigenen Angaben war sie etwa «achtundzwanzig Sommer» alt, als sie sich auf die Reise machte. Man kann also das Jahr 1888 vermuten. Gestorben ist sie 1979.

Xosori ist eine *tschawai*, also eine, die «tausend Wege» ging. Ihre Reise führte sie zwischen den beiden Weltkriegen – grösstenteils zu Fuss – über Russland bis nach Zentraleuropa und weiter über die Türkei bis in die Elfenbeinküste, von wo sie mit einem Schiff nach Rio de Janeiro fuhr. Von da – ebenfalls meist wieder zu Fuss – wanderte sie zurück bis zum Cree-See. Die Reise dauerte (nach Informationen von d'Acuel Arbogast, der sie selber 1920 in Paris empfing) vom Frühjahr des Jahres 1916 bis 1934.

Miribal Ciséan lernte sie Mitte der 1950er-Jahre bei einem Pow Wow am Lake Superior in der Grand Portage Reservation kennen, zu dem sie von einem John Morrison, dem Anwalt der dort lebenden Ojibwe, eingeladen wurde.

Sie verstand sich mit der damals 71-Jährigen so gut, dass sie sie mehrmals besuchte und auch zu sich nach Chicago einlud.

Z

Zweiter Hauptsatz der Thermodynamik > WP

«Es gibt keine Zustandsänderung, deren einziges Ergebnis die Übertragung von Wärme von einem Körper niederer auf einen Körper höherer Temperatur ist.»

ne, manchmal kühl und kalt, manchmal traurig grau und manchmal ein sturmverheissender Herbstnachmittag am Meer, ein sich in einem fort abwechselnden Mienenspiel von Erregung, Freude, Zorn, Aufgewühltheit, Lachen und seinem überall und immer durchscheinenden Ernst. Seit ich ihn kenne, betreibt er nicht nur Forschung über die Nienetwiler Kultur, sondern er singt auch, musiziert und, zur Erheiterung der meisten, malt und zeichnet er.

Eines seiner Bilder hängt ja auch, ich erwähnte es bereits, im Scheherazade, allerdings nicht in den öffentlichen Räumen, sondern in Ophelias beziehungsweise nun meinem Büro.

Das Bild, das er im Herbst vor Ophelias Tod gezeichnet hat, war zwar kein Meisterwerk, doch hatte er sie gut getroffen, und so hängt diese Zeichnung nun neben weiteren Porträts von ihr im Foyer.

Aciel weiss selbst, dass er kein grosser Künstler ist, und er wird mir nicht gram sein, wenn er diese Zeilen liest, denn egal ob er nun malt, singt oder seinen Forschungen nachgeht, stets ist er daran interessiert, mehr über das herauszufinden, was er tut. Was ist Kunst?, fragt er sich und beginnt damit, zu malen und zu entdecken, was es an Stilen gibt, welchen geschichtlichen Hintergrund die Stile haben oder was welche Vertreterinnen und Vertreter einer Kunstrichtung dazu bewegte, sich eben so und nicht anders ausdrücken zu wollen. Mit kindlicher Neugierde hat er sich mit ihnen darüber unterhalten und manchmal Fragen gestellt, die denen derart auf die Nerven gingen, dass sie ihn wütend im Café sitzen liessen oder aus ihren Ateliers warfen. Sahen sie ihn dann aber wieder im Scheherazade, dann kramten sie zum Beispiel eine Skizze aus der Manteltasche, gaben sie ihm und sagten sowas wie: «Darüber solltest du dir einmal Gedanken machen!» Und er sah dann die Linien oder Farbkleckse stundenlang an, bis er entweder lachte und sofort in sein Atelier verschwand oder aber wütend

damit herumfuchtelte und ausrief: «Ich verstehe das einfach nicht!»

Einmal wartete er mit einem Bild in unserem Café, bis Picasso kam. «He du», rief er ihm zu, «ich habe etwas für dich!» Picasso kam etwas ungehalten ob der Begrüssung an seinen Tisch und Aciel übergab ihm ein Blatt Papier. Ich habe keine Ahnung, was darauf war, aber Picasso hat sich danach zwei Wochen lang in seinem Atelier eingesperrt, und als er wieder rauskam, sprach er drei Monate kein Wort mit Aciel.

Aus purem Jux stellte Aciel einmal eine Staffelei an der Seine auf, dort, wo immer alle Maler zu finden waren. Dann sass er den ganzen Tag vor der Staffelei, trank und starrte die Leinwand an. Er tat all dies so theatralisch, dass immer wieder Leute bei ihm stehen blieben. Ganze Gruppen von Schaulustigen, Künstlerinnen und Künstlern standen um ihn herum und diskutierten, welche innerer Zwiespalt ihn wohl vom Malen abhalte. Menschen brachten ihm Wein und Brote mit Käse und sprachen ihm aufmunternd zu. Gegen Abend, es hatte kaum noch Licht, da nahm er einen Pinsel, nahm schwarze Farbe aus der Tube auf sein Mischbrett oder wie man den Dingen sagt, auf denen die Farben gemischt werden, und malte eine sanft gebogene Linie vom linken zum rechten Bildrand. «Weniger geht nicht», sagte er, packte alles ein und ging.

Es gab einen richtigen Tumult, so empört waren die Leute. Später erzählte er mir, dass er am Nachmittag aus den Gesprächen mehr über Kunst erfahren habe als in seinem ganzen Leben davor.

Aciel meinte einmal, dass es nicht wichtig sei, etwas zu können. Vielmehr sei es wichtig, es verstehen zu wollen. «Wenn wir einen Tisch bauen wollen, ist es weniger wichtig, ob wir das auch können. Wir sprechen mit dem Holz, wir sprechen mit der Form, die entstehen soll, wir sprechen mit

den Werkzeugen. Wenn wir uns einig sind, wie wir vorgehen wollen, dann tun wir das. Es ist ein Austausch, ein Lernprozess. Wenn du dich mit jemandem aus einem anderen Land unterhältst, auch wenn du nur wenige Brocken seiner Sprache sprichst, erfährst du doch aus erster Hand mehr, als dich ein Buch oder eine Zeitung lehren könnte. So ist es auch, wenn ich einen Tisch bauen will. Wenn ich scheitere, ist das weit weniger schlimm, als wenn ich es nicht versucht hätte. Im schlimmsten Falle rufe ich einen Möbelschreiner, der für mich das Werk vollendet!»

Amot

Es war Mitte 1938, als Aciel mich einmal bat, für ihn Modell zu stehen. «Picasso und ich haben uns wieder gestritten. Er malt nun diese Bilder, auf denen die Menschen so schrecklich verzerrt sind. Ich weiss nicht, was dahintersteckt, und er wollte es mir partout nicht erklären. Ich will das ausprobieren und sehen, ob ich dahinterkomme.»

Natürlich habe ich ihm das nicht abgeschlagen. Es würde mir die Möglichkeit geben, Zeit mit ihm zu verbringen und ihn über das Alaju auszufragen. Wir trafen uns in seinem Atelier, dem immer noch gleich überfüllten, chaotischen Raum, und er bat mich, mich am Tisch hinzusetzen und den Kopf auf eine Hand zu stützen. Er brauchte nicht lange und hatte eine recht passable Skizze gefertigt. Dann wollte er aber weitermachen und fing an, auf eine Leinwand zu malen. Sein Gesicht ahmte wieder die bretonische Küste nach und er fluchte und kicherte und murmelte und es war eigentlich nicht zum Zuschauen. Zu alledem hatte ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit, ihn wegen des Alaju auszufragen, denn er machte immer «Psst», wenn ich etwas fragen wollte. Irgendwann gegen Abend war er fertig. «Miribal, ich glaube, ich bin fertig!»

Glossar

Der Zweite Hauptsatz der Thermodynamik stellt eine Erfahrungstatsache dar. Es ist bis heute nicht gelungen, dieses fundamentale Gesetz der klassischen Physik in seiner allgemeinen Gültigkeit für beliebige makroskopische Systeme ausgehend von der Grundgleichung der Quantentheorie, der Vielteilchen-Schrödingergleichung, zu beweisen.

Dies gilt selbstverständlich auch umgekehrt: Die Schrödingergleichung stellt eine Erfahrungstatsache dar. Es ist bis heute nicht gelungen, die allgemeine Gültigkeit dieses fundamentalen Gesetzes quantenmechanischer Systeme für beliebige makroskopische Systeme, ausgehend von den Hauptsätzen der Physik (und nicht nur der Thermodynamik), zu beweisen.

Wir sahen uns das Bild an und ich konnte keinen Unterschied zu Picassos Dora-Porträt, das alle so wunderbar fanden, erkennen. Allerdings muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich von Kunst nicht das kleinste bisschen verstehe und etwas einfach farbig oder nicht farbig finde, und manchmal gefällt mir etwas und manchmal nicht.

«Was hältst du davon?», fragte er mich schüchtern. «Es ist farbig. Ja und ich erkenne meine Nase!»

«Nun, vielleicht wird es unserem Gast besser gefallen.» «Du erwartest doch nicht Picasso! Der wird dich auseinandernehmen wie ein Matador seinen Bullen!» «Ach, was denkst du denn. Picasso!» Und in dem Moment klopfte es an die Tür.

Acíel ging hin, öffnete sie und sprach leise ein paar Worte mit dem mir noch verborgenen «Klopfer». «Ach, das tut mir leid, Amot», sagte er dann lauter, «ich habe wirklich vergessen, dass du kommst! Nun komm schon rein und begrüsse Miribal, meine Tochter und ungnädigste Kunstkritikerin im ganzen Reiche Napoleons.»

Herein trat ein älterer Mann, schüchtern sein graues Haar zurückstreichend, nachdem er den Hut abgenommen hatte.

Er war einiges grösser als Acíel, schlank und mit tief liegenden, intelligenten Augen. Sein Mund war zu einem Lächeln verzogen, das mir zeigte, dass es ihm grad nicht wohl war in seiner Haut. «Mademoiselle Arbogast, es ist mir eine grosse Ehre, Sie kennenzulernen.» Er fasste meine Hand und hauchte ihr einen züchtigen Kuss entgegen. «Mein Name ist Amot Nussquammer. Acíel und ich sind Kollegen bei der Nienetwiler Forschung.»

«Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Monsieur Nussquammer. Mein Nachname ist aber übrigens Ciséan, nicht Arbogast.» «Oh, Verzeihung, Madame Ciséan.» Es hörte sich etwas enttäuscht an. «Mademoiselle ist schon richtig, Monsieur Nussquammer, aber wenn Sie ein Freund von Acíel sind, dann sagen Sie doch bitte

Miribal zu mir.»

«Miribal, dann nennen Sie mich Amot», säuselte er etwas verlegen und küsste noch einmal meine Hand.

«Das reicht jetzt an Begrüssungszeremonie, das Essen, Leute, wir wollen doch etwas essen!»

Irgendwie hatte er es geschafft, in den drei Minuten, in denen ich mich mit Amot unterhielt, Wein, Brot, Käse, Salami, Oliven und Orangen auf den Tisch zu zaubern. «Setzt euch hin, ihr zwei. Wein?» Auf eine Antwort wartete er nicht und stellte eine Flasche Rotwein auf den Tisch.

Ich brauche über den Abend nicht mehr viele Worte zu verlieren. Amot ist zwei Jahre später mein Mann geworden. Er war doppelt so alt wie ich, aber aus irgendeinem Grund hat es mich zu ihm hingezogen.

Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass das alles Acíel eingefädelt hatte. Von wegen ein Bild malen!

Aber das Jahr liess mir wenig Zeit für Amot. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Deutschland war in Österreich einmarschiert, und auch sonst auf der Welt war der Teufel los. Es war furchtbar. Die Repressalien auf das Scheherazade waren so gross geworden, dass immer mehr Gäste fernblieben. Da wir nie einen Unterschied gemacht hatten, woher jemand kam, welcher Religion oder Staatsbürgerschaft er angehörte oder welche Hautfarbe er oder sie hatte, drangsalierten uns die Schergen von Déat und Doriots derart heftig, dass ich mich im Herbst 1938 entschied, das Scheherazade zu schliessen. Ja, ich gab dem Druck nach. Ich wollte kein Haus leiten, das sich dem immer offener gezeigten Antisemitismus und dem Nationalismus beugt. «Wenn wir einmal keinen Spass mehr haben können, dann machen wir dicht!», hatte Ophelia einmal gesagt, und so taten wir es auch. Am 4. Oktober gaben wir ein rauschendes Fest, zu dem noch einmal alle unsere echten Freunde eingeladen waren.

Und das war es dann. Aciel und einige Freunde, darunter auch der mir einmal von Aciel vorgestellte stellvertretende Schweizer Botschafter, halfen mir noch im gleichen Monat, eine Firma zu gründen, die die Vermietung und all das von der Schweiz aus ermöglichen würde. Dank dieser «Finte» besitze ich das Haus noch heute, denn während der Besatzungszeit liessen wir es geschlossen, und ein kleines Emaille-Schild mit dem Schweizerkreuz darauf sorgte dafür, dass die Deutschen es nie anrührten. Nach dem Krieg liess ich das Haus renovieren. In den oberen Stockwerken vermietete ich Zimmer an Künstlerinnen und Künstler und im Erdgeschoss gibt es noch immer ein Café und eine Kunstgalerie.

Da ich nun keine Bleibe mehr hatte, bot mir Amot an, in seine Wohnung zu kommen. Ich war mir erst nicht sicher, ob ich das wollte, aber Amot war so charmant und auch Aciel redete auf mich ein, sodass ich das Angebot schliesslich annahm.

In der Wohnung – sie hatte ganze sechs Zimmer – war kaum eine Wand ohne Bücherschränke. Es war, als lebte man in einer Bibliothek. Amot gab mir ein schönes Zimmer, das tatsächlich noch nicht vollgestellt war. Das änderte sich sofort nachdem ich eingezogen war und die Umzugsleute kistenweise meiner eigenen Bücher und Regale aus dem Scheherazade mitbrachten. Amot schaute sich das Treiben belustigt an und schüttelte den Kopf. «Und ich dachte, dass du ein wenig Ordnung in die Wohnung bringen würdest!»

«Ich halte es da mit Aciel: «Je mehr Zeug herumsteht, desto grösser ist die Chance auf eine Entdeckung!»»

«Amot hat so viel Zeug herumstehen, dass er sich selber kaum noch findet. Es ist so viel, dass ich sogar dich fast übersehen hätte.» Kaum wurde er gewahr, was er gesagt hatte, schaute er etwas verlegen in der Wohnung herum. Immerhin waren wir zu dieser Zeit noch nicht ein Paar, er hatte im Haus sogar herumerzählt, ich sei seine

Haushälterin (was ihm natürlich kein Mensch geglaubt hat). Ich gab ihm einen Kuss auf die Wange. «Danke, Amot, dass ich hier wohnen darf.» Dann drehte ich mich um und besah mir die Bücherschränke. «All diese Bücher, Amot, ich werde die nie alle lesen können.» «Ach, das brauchst du auch nicht, das meiste ist altes Zeug von alten Männern geschrieben.»

Das Treffen der Skandaj

1939: Kriegsjahre und Hektik. Jeder, egal was heute behauptet wird, wirklich jeder, der noch alle beisammen hatte, wusste, was auf Frankreich und die Welt zukommt. Deutschland griff Polen an und in Frankreich baute man mit voller Kraft an der Maginot-Linie. Aber wen das interessiert, kann ein Geschichtsbuch lesen. Hier will ich nicht davon berichten. Aber vom Treffen der Nienetwiler. Einem letzten Treffen «vor dem grossen Krieg, den vielleicht nur wenige von uns überleben werden», wie Aciel einmal sagte.

Das Treffen fand am Freitag, 15. September 1939 in einem grossen Saal in einem Hotel in Genf statt. Leider versäumte ich, den Namen des Hotels in mein Tagebuch zu schreiben, aber am Tag zuvor, bei unserer Ankunft, schrieb ich:

«14. September 1939: Wir sind gestern in Genf angekommen. Im Hotel tuschelte das Personal wegen der vielen «Fremden», die hier eintrafen. Am Abend traf sich Aciel mit mehreren Leuten. Amot und ich durften nicht dabei sein.

Ich kann nicht sagen, was los ist, aber im Hotel wimmelt es von Menschen aus allen Ländern der Welt. Die vom Hotel meinen, das sei ein Kongress vom «Roten Kreuz.»»

Am nächsten Tag um halb zehn Uhr morgens gingen wir in den grossen Saal. Der Saal war wirklich seltsam bestuhlt – nicht

wie sonst üblich alle in Reihe nach vorne gerichtet, sondern alle im Kreis um ein Zentrum von etwa drei Meter Durchmesser. Amot und ich nahmen in der äussersten Reihe Platz. Als der Saal voll war und niemand mehr hereinkam, war es erst mucksmäuschenstill. Dann erhob sich eine schwarze Frau und ging in die Mitte der offenen Fläche zum Mikrofonständer. Leider war mein Alaju zu dieser Zeit noch nicht so gut, dass ich alles verstanden hätte. Sie gebrauchte viele Wörter, die mir nicht bekannt waren. Aber aus den Gesprächen mit Aciel und anderen kann ich das, was an diesem «*medan*», wie die Zusammenkünfte der Nienetwiler von ihnen genannt werden, ungefähr zusammenfassen:

«Alle, die hier sind, seien auf das Beste willkommen geheissen. Ich bringe Grüsse unserer Stämme aus Afrika, die nicht hier sein können. Die Welt, das wissen wir, geht einem neuen grossen Krieg entgegen. Alle machen sich bereit. In Afrika bereiten sich die Kolonialmächte vor und verschieben Truppen und Material. Wir haben unter mehr Repression zu leiden als bisher.

Da Franzosen, Deutsche, Italiener, Belgier und Engländer und die anderen Kolonialmächte nun über Flugzeuge verfügen, die weit über das Land fliegen können, fällt es uns schwer, uns weiter zu verstecken. Mischen wir uns aber unter die Menschen in den Dörfern und Städten, sind wir demselben Terror ausgesetzt wie sie. In ganz Afrika gibt es, so viel ich weiss, noch achtzehntausendneunhundertundeinunddreissig von uns. Was wird aus uns werden? Wo sollen wir hin in dieser Zeit, wo wir überall gesehen werden? Unser *medan* dauerte einundzwanzig Tage – gleich lang, wie ein bebrütetes Ei benötigt, um ein neues Huhn zu schaffen. Wir sind uns einig geworden, dass allen freigestellt werden soll, was sie nun tun wollen. Doch wozu ist dieser Ratschlag nütze? Wir können nicht einfach in die Schweiz oder Nordamerika – wir sind schwarz! So nennt uns der Westen: schwarz. Wo also sollen wir hin, und was sollen wir

tun, um unser Erbe zu retten? In Europa will dieser Hitler Krieg anfangen und alle anderen Staaten sehen einfach zu. Selbst hier in der Schweiz nennen sie alle von uns einfach Neger. Sollen wir nach Europa kommen? In Amerika leben viele von uns, die wie Dreck behandelt werden. Dort gilt das Gesetz der Weissen. Wir dürfen nicht in dieselben Schulen, haben nicht dieselben Rechte und werden noch immer behandelt, als wären wir Menschen zweiter Klasse. Sogar uns Skandaj ist es fast unmöglich, dort Fuss zu fassen. Blicke noch Argentinien. Aber Ortiz meint es zwar gut mit der Demokratie, aber weniger gut mit den Schwarzen. Also, ich bitte die *medan*, mir heute einen Vorschlag zu machen, was wir tun sollen, um das Erbe der *Mti* (Swahili für Bäume = Stämme der Skandaj) zu retten. Ich danke euch.»

Die Frau ging an ihren Platz zurück und ein kleiner hellblonder und rotköpfiger Mann ging zur Mitte. «Freundin, gerne würde ich dir sagen, dass in Island eine Heimat für euch wäre, aber das kann ich nicht. Ich bezweifle nicht, dass ihr euch an die tiefen Temperaturen und unser Essen (ein Lacher ging durch den Saal) gewöhnen würdet, aber die dänische Regierung mag euch ebenso wenig wie der Rest der Welt. Wieso das so ist, weiss ich nicht. Auf ganz Island haben wir genau drei Menschen aus Afrika. Aber ich kann euch eines versichern: Wir haben vierzehn Millionen dänische Kronen auf der Bank und wir werden dieses Geld dafür ausgeben, dass alle Skandaj in Sicherheit leben können. Ich weiss, es hört sich hart an, wenn ich das sage, denn wer sind wir, dass wir nur die Skandaj retten? Aber irgendwo müssen wir anfangen, und ich sage, dass das, was wir seit Aberhunderttausenden von Jahren weitergetragen haben, es wert ist, gerettet zu werden. Wichtiger als wir ist doch, dass die Gewissheit, dass das, was uns umgibt, den Menschen ebenso formt wie der Mensch das, was ihn umgibt. Und gerade jetzt, vor einem neuen grossen Krieg, ist es das, was wir am meis-

ten schützen sollten. Ihr alle wisst es, es gab einst nur noch ganz wenige von uns. Verteilt über die ganze Welt haben wir überlebt und Kinder gezeugt und unser Wissen, unsere Gewissheit über diese Welt weitergetragen. Es mag sein, dass es einst eine Zeit geben wird, in der alle Menschen sich den wirklich wichtigen Dingen zuwenden können, nämlich der Mehrung von Wissen und Können um deren selbst willen, und nicht zum Überleben. Aber jetzt, in diesen Tagen, müssen wir retten, was wir retten können. Ich danke euch!»

Ein grosser Mann stand auf und bahnte sich seinen Weg in die Mitte. «Der Rat der Russland-Exilanten gab mir die Aufgabe, euch zu grüssen. Ich grüsse euch also! Er gab mir auch den Auftrag, euch zu sagen, dass wir nun im nahenden Krieg ebenfalls nicht mehr wissen, wohin. Wien ist nun deutsch! Polen ist deutsch. Was ist mit den Niederlanden, wo viele von uns leben, oder England? Im Gegensatz zu unserer Schwester aus Afrika hätten wir die Möglichkeit, nach Amerika zu gehen. Aber unsere Leute sind zurückgekommen. Man mag dort keine Russen. In der Schweiz haben wir einige von uns unterbringen können, aber es wird immer schwieriger. In Kanada mag man die Russen zwar auch nicht besonders, aber immerhin konnten wir gut elftausend unserer Schwestern und Brüder dort in Sicherheit bringen. Ich stimme meinem Vorredner Radmurson zu: Das Wichtigste ist es, unser Erbe zu schützen. Wir haben achthunderttausend Kanadische Dollars und ebenso viele Schweizerfranken gesammelt, die wir aufbringen können. Ich danke euch!»

Nun stand Aciel auf und ging in die Mitte. «Ich weiss nicht, was ich sagen soll. Ich weiss es wirklich nicht. Der Mensch ist offensichtlich bestrebt, immer und immer wieder dieselben Fehler zu machen. Unser Wissen, unsere Art zu leben, hat noch nie wirklich Einfluss nehmen können, um das zu ändern. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht am selben Punkt angelangt sind wie all unsere Vorstämme, die sang- und klang-

los in der Geschichte verschwunden sind. Ich plädiere zwar ebenfalls dafür, dass wir unser Erbe retten, immerhin habe ich mein Leben lang damit verbracht, es auf der ganzen Welt zusammenzutragen, aber wir müssen ehrlich mit uns sein. Wozu soll das nütze sein? Wenn der Mensch diese Entwicklung weitermacht, werden wir bald keinen Ort mehr haben, an dem wir leben können. Wo hier der Kapitalismus herrscht, ist es dort der Kommunismus, wo hier Christen sind, sind es dort Muslime, Juden, Buddhisten oder sonst eine Glaubens- oder Nicht-Glaubensgemeinschaft, die sich in ihrer religiösen Intoleranz in Sicherheit wiegt und sie beibehalten will. Menschen wurden und werden überall und zu jeder Zeit abgeschlachtet, versklavt und ausgenutzt, um einigen wenigen dies oder jenes zu ermöglichen. Sei es nun Macht oder Bequemlichkeit, es spielt keine Rolle! Wir können uns nicht mehr verstecken. Meine Vorrednerin hat es gesagt, die Flugzeuge entdecken unsere letzten Siedlungen, und was die Flugzeuge nicht finden, finden Holzfäller, Goldgräber oder die Betreiber von Minen.

Hier in der Schweiz ist das Leben für uns nicht überall einfach, und ja, ich weiss, dass unsere Brüder und Schwestern aus Afrika und Asien nicht alle willkommen sind. Aber bedenkt, es wird einen grossen Krieg geben. Nutzen wir diese Dummheit zu unseren Gunsten. Vielleicht können wir uns nicht selber retten, aber dafür viele unserer Kinder! Das Rote Kreuz hat mir zugesichert, dass wenn wir sie unterstützen, sie uns dabei helfen werden, Kinder aus den Kriegsgeländen in die Schweiz oder an andere sichere Orte zu bringen, wenn wir sie dort bei unseren Familien unterbringen können. Und das können wir! In all diesen Familien können wir unser Wissen weitergeben, und eines Tages, wenn diese Kinder gross geworden sind, können sie wieder in ihre alte Heimat zurückkehren und dort unser Erbe weiterführen.

Es wird Zeit, dass wir lernen, unter denen zu leben, die nicht so denken wie wir. Ich habe das mein ganzes Leben lang gemacht und ebenso mein Vater. Es ist schwer, aber es ist möglich, und wenn wir zusammenhalten und tun, was wir immer getan haben, nämlich sammeln und vermitteln, dann können wir retten, was von unserer Kultur sonst untergeht. Ich danke euch!»

Danach gab es grosse Diskussionen. Eine und einer nach dem anderen standen in die Mitte und sprachen. Erst am Sonntagabend fand das *medh* sein Ende. Aciels Antrag wurde angenommen.

Weggehen

Ende Februar 1940 fuhr Amot trotz aller Vorzeichen zu Aciel in die Schweiz. Er hatte schon Anfang Januar damit begonnen, alles Wichtige in Kisten zu verpacken und nach Luzern zu schicken, wo Aciel, wie wir erfahren, irgendwo im Umland ein Haus besass. Amot war der Meinung, dass wenn die Deutschen Frankreich nähmen, sich Hitler und der Duce wie Kinder um die Schweiz zanken würden und dort dann nichts sicher wäre. Aber Aciel beruhigte ihn und meinte nur, dass die Schweiz sicher bleiben würde. Woher er die Gewissheit nahm, entzog sich unseres Wissens. Also packte er die halbe Wohnung leer und verschickte alles in die Schweiz. Alleine in der leeren Wohnung war es kaum auszuhalten und bereits wenige Tage nach seiner Abreise begann sich bei mir alles zu ändern. Ich hatte die Symptome bei genügend «Mädchen» gesehen, um zu wissen, was los war. Anfang Mai hatte ich dann die Gewissheit. Ich war schwanger! Wie ein Tiger im Käfig lief ich durch die Wohnung und wusste nicht wohin mit mir. Wie hatte das geschehen können? Wir waren nur einmal zusammengekommen! Ich wusste nicht, ob ich mich freuen sollte oder nicht. Ich wusste nicht, was weiter gesche-

hen würde. Und ich hatte keine Ahnung, was ich als Mutter zu tun hatte.

Am 6. Mai 1940 schrieb ich Amot ein Telegramm mit den Worten: «Amot. Hitler steht vor der Tür. Ich komme in die Schweiz. Ich bin schwanger. jt Miribal»

Glücklicherweise hatte ich genügend Freunde in Paris, die mir halfen, alles zu erledigen. Meine Sachen wurden gepackt und zu Amot geschickt, was, dank unseres Freundes, der noch immer wacker die Schweizer Botschaft hielt, kein Problem war. Er stellte mir auch ein Sondervisum aus, was in Anbetracht der verschärften Einreiseregeln der Schweiz nur ging, weil Amot über Nacht nach Paris kam und wir bereits am 14. Mai heirateten. Am 24. Mai fuhren wir zurück in die Schweiz. Vorher gaben wir noch eine letzte, leidlich lustige Party und verabschiedeten uns von unseren Freunden. Ich sollte Paris erst acht Jahre später wiedersehen.

Die Zugfahrt von Paris nach Genf war eine einzige Tortur. Der Zug war überfüllt, laut, stickig und ratterte derart langsam über die Gleise, dass ich schon dachte, dass wir nie ankommen würden.

Die Waggons waren voller Menschen, die raus aus Frankreich wollten. An der Grenze zeigte sich, dass ein grosser Teil kein Visum hatte und aussteigen musste. Ich werde die Szenen, die sich da abspielten, in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Von Genf ging es dann nach Lausanne und von da nach Bern, wo wir bei Bekannten von Aciel übernachteten konnten. Am Mittag des 25. Mai trafen wir dann in Luzern ein.

Von den ersten Tagen in unserem vorübergehenden Zuhause weiss ich nur noch wenig. Ich war so erschöpft, dass ich fast eine Woche im Bett oder im Liegestuhl im Garten verbrachte. Amot und Aciel kümmerten sich so rührend um mich, dass ich irgendwann ein schlechtes Gewissen bekam und mich zwang, aufzustehen, um wenigstens in der Küche zur Hand zu gehen. Doch

die beiden bugsierten mich freundlich, aber bestimmt wieder in den Garten. Ich hörte die beiden diskutieren und manchmal gar lachen. Töpfe schepperten und aus dem Fenster der Küche, das zum Garten ging, schwappten Schwaden, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen liessen.

«Ich möchte, dass wir das Land verlassen», eröffnete Amot mir eines Morgens.

«Wieso willst du hier weg? Aciel sagte doch, wir seien hier sicher!» Allein die Vorstellung, schon wieder woandershin zu müssen, machte mich müde und liess mich bangen.

«Ich weiss, was er gesagt hat, aber so sehr ich ihm vertraue, meine Furcht, dass die Deutschen auch die Schweiz angreifen, ist nun einmal grösser. Aciel hat Freunde in Chicago. Dort könnten wir uns niederlassen. Er half mir, in Chicago ein kleines Haus zu finden, und ein Bekannter von ihm konnte dir Arbeit als Übersetzerin geben.»

«Amot, ich habe gerade meine Heimat verlassen und glaubte mich hier an einem sicheren Ort, um abzuwarten bis wir eines Tages wieder zurückkönnten. Jetzt willst du, dass ich mit nach Amerika komme?»

«Wo sollten wir sonst hin? Ausser Nordamerika ist nichts mehr sicher. Also Kanada oder die USA. Es muss ja nicht für immer sein. Sollten die Deutschen eines Tages geschlagen werden, wäre der Weg zurück wieder frei. Denk doch an das Kind, das in dir heranwächst. Was, wenn auch hier der Krieg ausbricht?»

Was hätte ich da noch sagen können. Zwei Monate später wurde unser gesamtes Hab und Gut in Amots altem Landhaus bei Zürich eingelagert. Aciel gab uns zu Ehren ein Abschiedsfest. Aus der ganzen Schweiz kamen Freunde und Bekannte. Mindestens die Hälfte von ihnen waren Skandaj.

Es war mitten in der Nacht, als ich mich völlig erschöpft am Rand des Gartens auf die kleine Steinmauer niederliess und zu den Sternen hochsah.

«*To she o do, to she be*» [eigentlich «*Tosch odo, tosch be*» = «Tausend Sterne, tausend Möglichkeiten», gesprochen im Dialekt der *Jilin Skandaj* – Anm. der Red.] sagte ein kleiner Mann, der aussah, als hätte man einen Chinesen zu lange in der Sonne gelassen, so verschrumpelt sah er aus. Er hiess Xiao Keren und kam aus dem Nordosten Chinas. Als dort die japanischen Truppen einfielen, flohen viele von den *Jilin Skandaj* in die USA, einige zog es nach Europa. Xiao war nun Besitzer eines kleinen Vergolderateliers in La Chaux-de-Fonds. Arbogast sagte über ihn, er habe einen Verstand, der in seiner Schärfe nur durch seine Zunge übertroffen werde.

«*Tosch be, tosch den gadho*» («Tausend Möglichkeiten, Tausendes zu sammeln»), erwiderte ich.

«Ja, so ist das, Miribal. Hab keine Angst vor dem Neuen. Du fühlst dich unsicher, weil du die neue Welt nicht kennst, weil du nicht mehr in Paris bist und bald nicht mehr hier bei deinem Vater. Du hast das Gefühl, keine Macht mehr über dein Leben zu haben, nicht wahr? Aber du bist eine von uns und du wirst, wo auch immer du hingehst, Skandaj finden, die dir helfen. Das Unbekannte war immer ein Teil unseres Lebens. Wir sind immer gewandert und von einem unbekanntem Tal ins nächste gelangt. Unsere Neugierde und unser Drang, Wissen und Können zu sammeln, machte uns zu dem, was wir sind. Es ist ein Abenteuer, Miribal. Und es gibt keine Macht über das Leben. Es gibt überhaupt keine Macht. Wer das glaubt, begeht einen Fehler. Ebenso wenig, wie die Welt Macht über uns hat, haben wir Macht über die Welt. Es ist ein Tanz, Miribal. Du tanzt mit der Welt. Lerne ihren Rhythmus, ihren Schritt, und du wirst von ihr getragen werden wie heute Abend von deinem Gemahl. Ich wünsche dir gutes Sammeln und einen schönen Tanz, Miribal.» Er zog mich etwas unsanft zu seinem schrumpfligen Gesicht hinunter und gab mir einen Schmatzer auf die Stirn. Dann drehte er sich um und verschwand in der Nacht.

Kaum war ich wieder allein, trat schon Aciel zu mir. «Wie geht es dir?», fragte er und suckelte an seiner Pfeife, die seit einiger Zeit zu seinem Gesicht gehörte wie seine markante Nase.

«Ich bin müde und denke über unsere Zukunft nach.»

«Zukunft, ja? Nun, Miribal, es gibt Zukunft so wenig wie Vergangenheit. Es sind alles nur Konstrukte, die ...»

«Ach, halt den Mund, Aciel», unterbrach ich ihn. «Müsst ihr mir ständig mit weisen Sprüchen kommen? Kannst du mich nicht einfach in den Arm nehmen und sagen, dass du mich vermissen wirst?»

Er schaute mich etwas verdattert an und eine Träne rann ihm über seine knochige Wange. «Ich ..., Miribal, ich werde dich mehr vermissen als ich irgendjemanden sonst je vermisst habe, ich ...»

«Halt den Mund Aciel», sagte ich sanft und umarmte ihn flennend.

Die Ankunft

Die Nacht war lang und der Tag darauf war schrecklich. Die Vorbereitungen für den Umzug nach Chicago erledigten Amot und Aciel und ich lag in der Bauernstube, wie sie das hier nannten, und sah deprimiert in den regnerischen Tag hinaus.

Xiao hatte natürlich recht. Es war ein Abenteuer. Nur dass sich bei mir einfach keine Vorfreude einstellen wollte.

Drei Tage später fuhr uns Aciel mit einem Auto zum Flughafen in Zürich, wo wir uns verabschiedeten. Das Flugzeug war fast ausschliesslich mit Amerikanern besetzt und wir mussten über Paris, England, Island, Neufundland und von da nach Chicago fliegen. Ich glaube, wir waren eine Ewigkeit unterwegs. Am Montag, dem 29. Juli, um sieben Uhr achtundzwanzig betrat ich amerikanischen Boden.

In Chicago angekommen, fuhr uns ein Taxi in die Kenwood Avenue, wo wir vor einem kleinen, dreistöckigen, blau geschindelten Haus mit der Nummer 5548 anhielten. Amots und Aciels Freunde aus Chicago hatten ganze Arbeit geleistet. Nicht ein einziger Koffer, nicht eine einzige Kiste stand im Haus herum – es sah aus, als hätten wir dort schon immer gewohnt. Die Tränen rannen mir wieder übers Gesicht und ich begann diese Schwangerschaft langsam lästig zu finden. Ich küsste Amot und legte mich in dem hübschen kleinen Schlafzimmer aufs Bett und schlief sofort ein.

Die ersten zwei Monate verbrachte ich fast ausschliesslich im Haus, machte mich vertraut, begrüßte Nachbarn und sah mich in der näheren Umgebung um. Amot wollte mich dann endlich aus dem Haus locken, und als wir eine Einladung für die Saison-Eröffnung der Chicago Orchestra Hall erhielten, konnte ich nicht Nein sagen und so kam ich endlich in die City. Das Konzert, zu dem wir von Hans Lange, dem damaligen Dirigenten und Assistenten des Chicago Symphony Orchestra, eingeladen wurden und der mich noch aus der Zeit des Scheherazade kannte, war ganz wunderbar und das erste Konzert klassischer Musik, das ich je hörte. Gerade habe ich das alte Programmheft hervorgekramt:

[Thursday, October 10th, 1940, Frederick Stock, «Festival Fanfare» (Premiere), Beethoven, Symphony No. 3 «Eroica», Strauss «Till Eulenspiegel's Merry Pranks», Finale RIMSKY-KORSAKOW «Capriccio Espagnol», Opus 34]

Und auf der Rückseite ist noch die Telefonnummer von Mr. Morel notiert, der mir doch tatsächlich eine Arbeit als Dolmetscherin anbot.

Dazu traf sich offensichtlich die gesamte wissenschaftliche Welt Chicagos dort und es war ganz wunderbar, so viele bekannte Gesichter zu sehen, denn viele Leute waren

an der Weltausstellung in Paris gewesen und nicht wenige davon waren bei uns im Scheherazade zu Gast gewesen und inzwischen angesehene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den USA.

Jedenfalls kam es so, dass wir schon auf Ende des Monats ein gutes Dutzend Leute zu uns eingeladen hatten, um uns an Ophelia und das Scheherazade und an unsere al-

ten Heimaten, die wir des Krieges wegen hatten verlassen müssen, zu erinnern. Und so hat sich wieder einmal die Macht hinter meines Vaters Netzwerk gezeigt: eine alles durchdringende, alles verbindende Kraft, die mich, ganz offensichtlich, nie mehr loslassen wird.

Weiter geht es in den nächsten CRN.



Das Haus der Familie Nussquammer-Ciséan an der Kenwood Av. 5548. Aufnahmedatum unbekannt.

Ausblick auf CRN N° 4-2022/1

Das Handwerk

Seit mehr als einer Million Jahren stellen Hominiden Dinge her, und seit fast 100'000 Jahren stellen unsere Vorfahren – der Homo Neandertalensis, der Denisowa-Mensch, der Homo Nienetwilensis und natürlich auch der Homo sapiens – Dinge her. Nicht weil sie mussten, sondern weil sie wollten und konnten. Diese Fähigkeiten machten den Menschen zu dem, was er heute ist.

Doch die alten handwerklichen Fertigkeiten drohen zu verschwinden, denn das Handwerk muss mehr und mehr scheinbar effizienteren Prozessen weichen. Industrielle Massenfertigung ist jedoch keine Lösung. Die Lebensdauer der Produkte ist zu kurz und die dadurch hervorgerufene Verschwendung von Rohstoffen hat negative Einflüsse auf unsere Umwelt und unser Besitzverständnis. Das «Ding» verliert an Wert. Der gegenläufige Trend zu nachhaltigeren und handwerklich gefertigten Produkten nimmt jedoch seit Jahren Fahrt auf und neue handwerkliche Fertigungstechniken und Vermarktungswege halten Einzug in den Werkstätten. Dabei geraten allerdings – das liess sich in den letzten Jahren beobachten – die traditionellen Handwerkstechniken mehr und mehr in Vergessenheit. Wie soll es also weitergehen?

Die Nienetwiler und Nienetwilerinnen könnten uns aus der Patsche helfen, denn sie verstehen es seit Jahrtausenden, Tradition und Fortschritt stets neu zu kombinieren, zu vereinen und daraus etwas zu schaffen, das mehr ist als das Alte und das Neue. Das «Ding» ist nicht einfach «Ding» – es ist eine Sammlung. Eine Sammlung nicht nur von Materialien und auch nicht nur eine Sammlung von Eigenschaften. Sondern es ist auch eine Sammlung von Interaktion mit allem anderen. Dies ist die Voraussetzung für ein Handwerk der Zukunft, denn es vereint nachhaltiges, respektvolles Design mit echtem Können.

In den nächsten CRN stellen wir also die Frage, welche Chancen uns das Handwerk in der Zukunft bieten wird, welche Wege es einschlagen könnte und welche Visionen es im Handwerk der Zukunft zu entdecken gibt.



Autoren

Prof. Dr. habil. **David J. Krieger**, 1948 in den USA geboren, ist Philosoph, Sozial- und Religionswissenschaftler sowie Sachbuchautor. Er ist zudem Titular-Professor für Kommunikations- und Religionswissenschaft an der Universität Luzern und Ko-Direktor des Instituts für Kommunikation und Führung in Luzern. Er lebt in Geiss LU.

Dr. phil. **Manuel Menrath**, 1974 in Luzern geboren, ist Historiker und Sachbuchautor sowie Leiter des Museums «Haus zum Dolder» in Beromünster. Seine Forschungen und Publikationen befassen sich weitgehend mit der neueren Geschichte der indigenen Völker Nordamerikas.

Simon Meyer, 1968 in der Schweiz geboren, war Kunstschmied und ist heute Fotograf, Geschäftsführer der Stiftung Fotodokumentation Kanton Luzern (fotodok.swiss) sowie Kunst- und Kulturschaffender. Er lebt und arbeitet in Beromünster LU.

Abbildungsnachweis

- S. 2 Simon Meyer, 2015
- S. 5 d'Aciel Arbogast, Foto: Simon Meyer, 2020
- S. 27 Ludwig XVI, Hyacinthe Rigaud, Louis XIV of France, 1701. Paris, musée du Louvre. Wikimedia Common 2021
- S. 7 Evi, Foto: Simon Meyer 2011
- S. 8 Originaltext: Manuel Menrath, 2021; Text in Kurrent-Schrift: Michael Blatter 2021; Umschlag usw.: Simon Meyer 2021
- S. 9 *ch'apis* ist eine Erfindung von Simon Meyer.
- S. 14–16 Umschlag: Simon Meyer, 2021
- S. 17 Karl Bodmer, 1832, Quelle: Wikimedia Common 2021
- S. 21 Miribal Ciséan, Bild: Simon Meyer, 2020
- S. 23 Heinz von Foerster 1963. Quelle: Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der University of Illinois, Wikimedia Common 2021
- S. 27 Karte der Hudson Bay 1722, Quelle: Wikimedia Common 2021
- S. 29 Emblem des Jesuitenordens, Quelle: Wikimedia Common 2021
- S. 31 Das Symbol *medh*, Simon Meyer 2020
- S. 35 Unbekannter Urheber, Bearbeitung: Simon Meyer 2021
- S. 37 Ilya Prigogine, Quelle: Wikimedia Commons 2021
- S. 42 Keramik-Kopf: Simon Meyer 2021, Foto: Simon Meyer 2021
- S. 43 Keramik-Kopf: Simon Meyer 2021, Foto: Simon Meyer 2021
- S. 57 Foto: Google Street View, Bearbeitung: Simon Meyer 2021
- S. 58 Drechsler, Foto: Simon Meyer 2019

Glossar

Das Glossar nimmt die im Text dieser CRN vorkommenden historischen und lebenden Personen, Alaju-Wörter und -Begriffe sowie wissenschaftlichen Begriffe auf. Es erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und auch nicht auf eine ausführliche Erklärung.

Zu allen im Link mit «WP» markierten Begriffen gibt es einen weiterführenden Artikel auf Wikipedia und auf die mit «NW» markierten Wörter wird unter nienetwil.ch näher eingegangen.

Impressum

Impressum

Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN

Aktuelle Nummer: CRN N° 3-2021/2

Verlag: Verlag Nienetwil
Herausgeber: Simon Meyer und David J. Krieger
Lektorat und Korrektorat: Petra Meyer, korrektorium.ch

Rechte: Das Urheberrecht liegt bei den Autoren.

Artikel aus der Familie Arbogast und Nussquammer-Ciséan:
©Simon Meyer
Artikel aus der Familie Nussquammer: ©David J. Krieger
Artikel S.P. SJ: © Manuel Menrath

Alle Abbildungen und Fotografien unterliegen, wenn nicht anders vermerkt, dem Urheberrecht.

Amot Nussquammer sen., Amot Nussquammer jun. und das Treffen im Haus der Miribal Ciséan sind Erfindungen von David J. Krieger.

Das Tagebuch des S.P. SJ ist eine Erfindung von Manuel Menrath.

Die Sprache *alaju*, d’Acíel Arbogast I., Acíel Arbogast II., Nomis Arbogast, Miribal Ciséan, das Schriftsystem *ch’apis*, das Zahlensystem *skantscha*, die Skandaj und die Nienetwiler Kultur sowie alle Fundobjekte, Fotografien oder Bilder, die im Zusammenhang mit der Nienetwiler Kultur und insbesondere der Skandaj erscheinen, sind eine Erfindung von Simon Meyer.

Kontakt
Nienetwil – Museum und Forschungsstätte
für visionäre Vergangenheit
c/o Löffelburg
Ryn 24
CH-6215 Beromünster
nienetwil@nienetwil.ch
nienetwil.ch
loeffelburg.ch

Print: ISSN 2673-5865
Web: ISSN 2673-5873

Bisher erschienen:
CRN N° 1-2020/1 > «100 Jahre CRN»
CRN N° 2-2021/1 > «Design»
CRN N° 3-2021/2 > «Macht»

Gedruckt in der Schweiz



ube.aitek,obe.aijar:

«Die Vergangenheit, die wir uns schaffen,
ist die Zukunft, die wir erleben werden!»

Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN

N° 3-2021/2

CRN

ISSN 2673-5865 print

ISSN 2673-5873 web